



Archives



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

9

1964

Technischer Fortschritt

nicht ohne weltweiten Frieden, nicht ohne sittlich-moralische Gesetze



Titelseite: Mehr als zwei Meter mißt der äußere Durchmesser dieser schraubenlinien-nahtgeschweißten Rohre unseres Werkes Barop, die als Gichtgasleitung das Werk Hörde mit dem Werk Dortmund der Dortmund-Hörder Hüttenunion verbinden. Unsere Aufnahme entstand in der Nähe des Westfalenparks an der Stadtbahnlinie Hörde-Dorstfeld unweit des Fernsehturms



Rückseite: Das Bild zeigt in starker Vergrößerung die Oberfläche eines Stückes Rohreisen. Die Farberscheinungen, als Anlauf-farben bezeichnet, entstehen durch Lichtbrechung und Reflexion innerhalb sehr dünner, durchsichtiger Oxydschichten, die sich auf der Oberfläche gebildet haben

Aus der Rede, die Prof. Dr. Carl-Friedrich von Weizsäcker – einer der führenden Naturwissenschaftler und Philosophen der Welt – bei der Entgegennahme des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1963 in der Frankfurter Paulskirche hielt. Gerade in diesen Monaten, in denen die ganze Welt an die beiden Weltkriege denkt, haben wir allen Anlaß, uns zu überlegen, warum die Technik und ihr Fortschritt uns zum Frieden geradezu zwingen.

Die Welt der vorhersehbaren Zukunft ist eine wissenschaftlich-technische Welt. Sie gewährt uns zwar ein Leben in bisher beispielloser Fülle materieller Güter. Aber die Gesetze ihres Wirkens, ihres Funktionierens sind nicht minder erbarmungslos als die des Lebens in der Natur.

Die technische Welt stabilisiert sich nicht von selbst; sie stabilisiert sich, soweit Menschen sie zu stabilisieren lernen. Und deshalb ist der bewußt gewollte, geplante und herbeigeführte Weltfriede Lebensbedingung des technischen Zeitalters. Vergleichen wir den Weg zu diesem Frieden mit der Besteigung eines noch nicht bezwungenen Felsenberges. In früheren Jahrhunderten stieg die Menschheit durch Geröllhalden, in denen ein häufiges Zurückgleiten unvermeidlich, aber nicht tödlich war; heute nähern wir uns der Gipfelregion. Sie bietet hartes Gestein: das Gestein historischer Notwendigkeit. In ihr kann man vielleicht sicherer steigen als früher. Aber man muß steigen wollen, und man muß es technisch können; denn ein Ausgleiten hier oben ist wahrscheinlich tödlich.

Der Weltfriede fordert von uns eine außerordentliche moralische Anstrengung, denn wir müssen überhaupt eine Ethik des Lebens in der technischen Welt entwickeln.

Den Raum der Freiheit planen kann nur der Mensch, der Herr der Technik bleibt. Mir liegt daran, klarzumachen, daß diese reife Haltung nicht der Technik fremd, sondern erst die eigentlich technische Haltung ist.

Jedes einzelne technische Gerät ist von einem Zweck bestimmt; es ist so konstruiert, daß das Zusammenwirken aller seiner Teile eben diesem Zweck dient. Kein Gerät ist Selbstzweck. Eine technische Zivilisation, deren Glieder sich gegenseitig hindern, gefährden und zerstören, ist technisch unreif. Eine Technik, die sich als Selbstzweck gebärdet, ist als Ganzes auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe als ihre einzelnen Apparate; sie ist als Ganzes noch untechnisch.

Wir müssen also ein Bewußtsein für den richtigen, den technischen Gebrauch der Technik gewinnen, wenn wir in der technischen Welt menschenwürdig überleben wollen.

Als leitende Regel muß gelten: Kein Mensch ist ein Gerät, und Geräte dürfen nur zum Nutzen, nicht zum Schaden der Menschen gebraucht werden. Das wachsende Bewußtsein von dieser Regel wird sich manifestieren in der Herausbildung fester, verbindlicher Formen des Umgangs mit der Technik.

Was bedeutet Ethik, was bedeutet Sittengesetz der technischen Welt? Ihre Grundlage ist nicht neu. Die alte Ethik der Nächstenliebe reicht aus, wenn wir sie auf die Realitäten der neuen technischen Welt anwenden; und wenn wir sie hier nicht anwenden, so ist es uns mit ihr nicht ernst. Wahre Vernunft, auf die Praxis angewandt, setzt sich notwendigerweise auch in ethische, in sittliche und moralische Forderungen um. Was aber unserer Vernunft die Augen geöffnet hat und, wo wir sie nicht zu gebrauchen wissen, immer wieder öffnet, ist die Stimme der Nächstenliebe, die wir einmal gehört haben.

Inhalt

- 303 Energie durch Spiralrohre
- 307 Das Großrohr mit dem orangefarbenen Ring
- 309 Die Berge von Radbod
- 312 Fritz Salm – sechzig Jahre
- 313 Gerhard Elkmann zum 60. Geburtstag
- 314 Es geschah vor 50 und vor 25 Jahren ■
- 318 Gefahr erkannt – Gefahr gebannt?
- 319 Im Wohnheim der türkischen Gastarbeiter
- 322 Menschen wie du und ich: der Schmied
- 324 Auf dem Weg zur Freiheit des Arbeitsplatzes ■
- 326 Menschen im Betrieb:
Sind Spannungen unvermeidlich? ■
- 329 Passiert – notiert – fotografiert
- 330 Angst lähmt ■
- 333 Wir lasen für Sie
Vor 10 Jahren berichtete Werk und Wir
- 334 Jubilare
- 335 Fotowettbewerb

Unsere Werke und Gesellschaften



Hoesch AG Bergbau
Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte
Dortmund



Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke
Dortmund, Hilstrup, Hagen



Hoesch AG Bandstahlwerk
Dortmund



Schmiedag Aktiengesellschaft
Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG
Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld, Trier



Dörken Aktiengesellschaft
Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft
Homburg/Saar



Schwinn S.à r.l. Hénin-Liétard
(Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan,
Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rheln



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH
Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i.W.



Dortmunder Plastik GmbH
Dortmund

Gesamtbelegschaft 48000



Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling, Graphische Gestaltung: Karl-Georg Schmidt, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 27 bis 108: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling. Graphische Gestaltung: Karl-Georg Schmidt, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.



Hoesch Bergbautechnik GmbH
Dortmund



Hoesch Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH
Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH
Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft Gustavsborg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH
Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH
Oficina de Madrid



Hoesch Argentina S.A.
Industrial y Comercial Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana S.p.A. Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALEN-HÜTTE, Seiten 213 bis 240: Walter Hölkeskamp. Redaktionsleitung: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

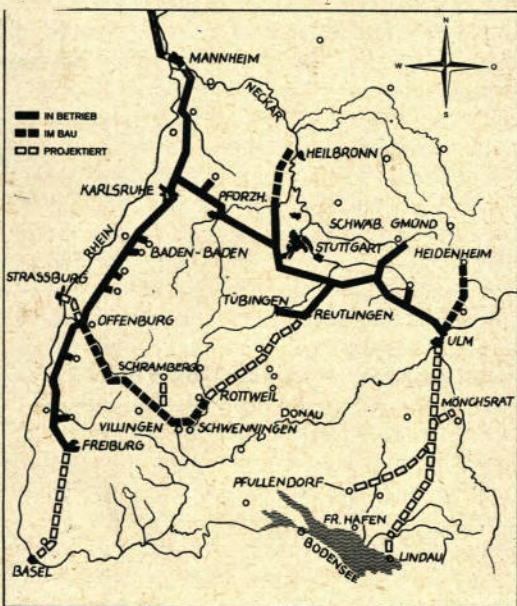
Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titel- und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Farblinnenseiten: Manfred Kampmann, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG; Fotostelle Westfalenhütte; Bergbaumuseum Bochum; dpa; Historisches Bildarchiv; Johannes Holschen, Dortmund; Günther Pesch, Hamm; Heinz Restemeier, Dortmund; Horst Richter, Unna; Steinkohlenbergbauvereine, Essen; Karl-Heinz Vogel, Dorsten, und Werk- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Hans Gelsen, Dortmund; Ulrik Schramm, Feldafing.

Auch im Schwarzwald Energie durch Spiralrohre

Ferienreisende, die in diesen Sommerwochen die reizvolle Schwarzwaldlandschaft im Kinzigtal oder die romantischen Felsenschluchten und saftigen Wiesengründe des oberen Neckarlaus am Rande der Schwäbischen Alb besuchen, werden dort immer wieder auf Baukolonnen treffen: Fachhandwerker und Ingenieure bauen nämlich zur Zeit für die „Gasversorgung Süd-

▼ Ein großzügiges Ferngasnetz entsteht in Südwestdeutschland, das die Energieversorgung dieses Gebietes entscheidend verbessert. Ein Teil der Rohrleitung – der Abschnitt Offenburg–Rottweil – besteht aus schraubenliniennahgeschweißten Rohren, die im Baroper Rohrwerk hergestellt wurden



▼ Ist die Trasse festgelegt – nach oft langwierigen Absprachen mit den Grundstückseigentümern –, tragen Planiermaschinen den Mutterboden ab, mit dem der Graben später wieder sorgfältig bedeckt wird

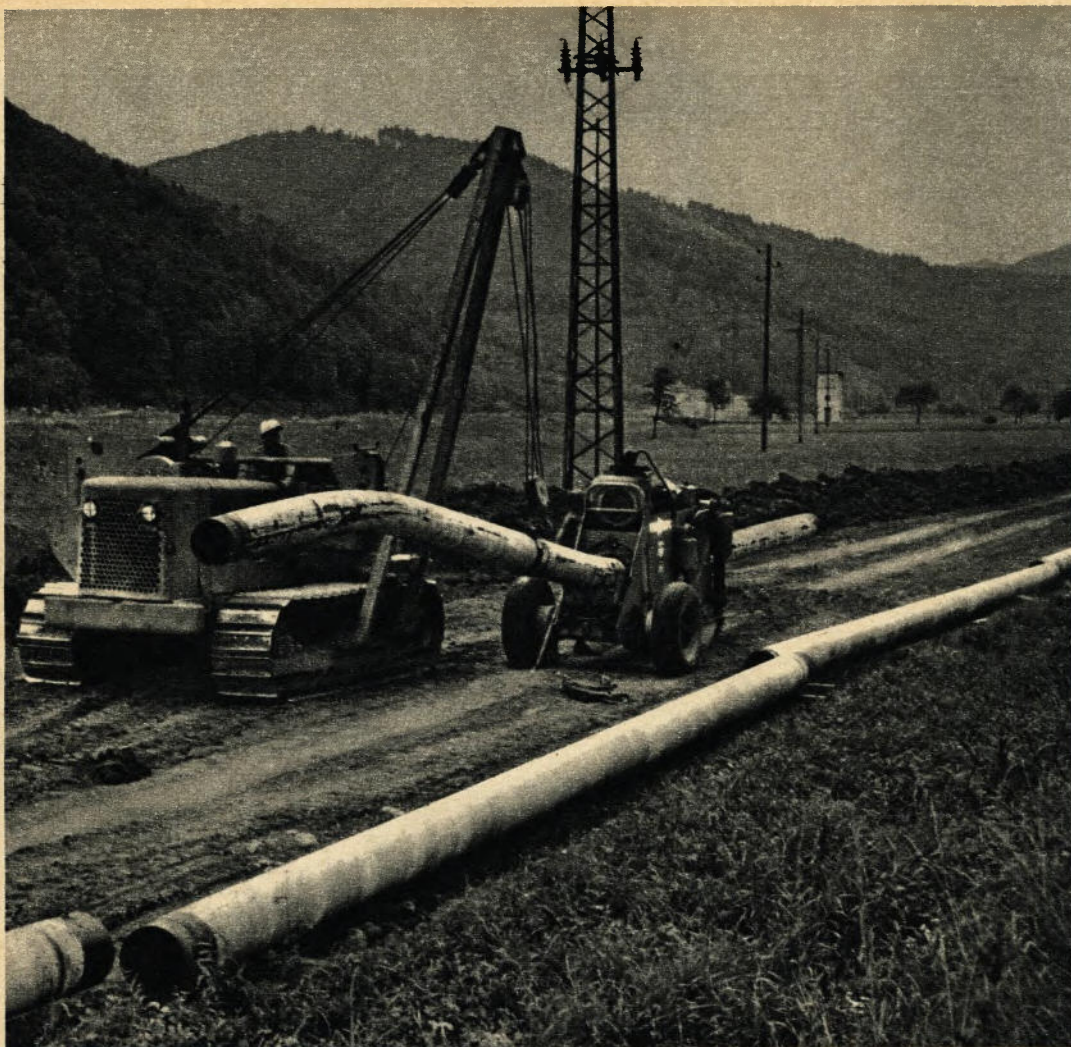


▲ Der anderthalb Meter tiefe Graben, der die Leitung aufnehmen soll, ist ausgehoben. Nun werden die Rohre ausgelegt

deutschland GmbH (GVS)“ eine Ferngasleitung. Von der Rheinebene bei Offenburg zieht sich diese neue Lebensader quer durch den Schwarzwald bis zum Neckar bei Villingen, Schwenningen und Rottweil. 89 Kilometer lang ist dieser Energiestrang, der aus schraubenliniennahgeschweißten Rohren, wie sie unser Baroper Werk herstellt, besteht.

Ferngasnetz für Südwestdeutschland

Die malerische Schönheit der Landschaft macht Südwestdeutschland zu einem natürlichen Schwerpunkt des Fremdenverkehrs, wenn auch nicht vergessen werden soll, daß hier seit Jahrzehnten Gewerbeunternehmen von Weltrang zu Hause sind. Dennoch zählen manche Gegenden Südwestdeutschlands zu den staatlichen Fördergebieten, um ihre wirtschaftliche Entfaltung voranzutreiben. Der Bau einer Ferngasleitung in den Schwarzwald, der die Energieversorgung dieses Gebietes entscheidend verbessert, entspricht somit der Landesplanung, den wirtschaftlichen Interessen des dort beheimateten Gewerbes wie den kommunalpolitischen Wünschen. Was gegenwärtig im Kinzigtal und bei Rottweil geschieht, ist ebenso wie der gleichartige und gleichzeitige Gasleitungsbau bei Heilbronn oder im Osten Württembergs bei Heidenheim an der Brenz ein Gemeinschaftswerk badischer und



◀ Muß die Leitung „in die Kurve gehen“, biegt eine Kaltbiegemaschine an Ort und Stelle die Rohre, die dabei auch in der Biegezone ihre runde Form beibehalten

württembergischer Kommunen, die ein überregionales Ferngas-Verbundnetz in Südwestdeutschland aufbauen.

Vier Hauptleitungen und achtzehn Stichleitungen

Ein solcher Gasverbund ist für Süddeutschland etwas Neues, denn er ist Ausdruck eines energiewirtschaftlichen Strukturwandels, den das Entstehen von Erdölraffinerien in Süddeutschland und die beginnende Erschließung von Erdgasvorkommen kennzeichnet. Den Anfang machten acht Städte Baden-Württembergs, die im März 1961 die Stuttgarter „Gasversorgung Süddeutschland GmbH (GVS)“ gründeten. Zugleich entstanden in Hessen die „Gas-Union GmbH“ und in Südbayern die „Bayerische Ferngas GmbH“, München. Das gemeinsame Fernziel dieser Gesellschaften ist die Versorgung Süddeutschlands mit reinem Erdgas.

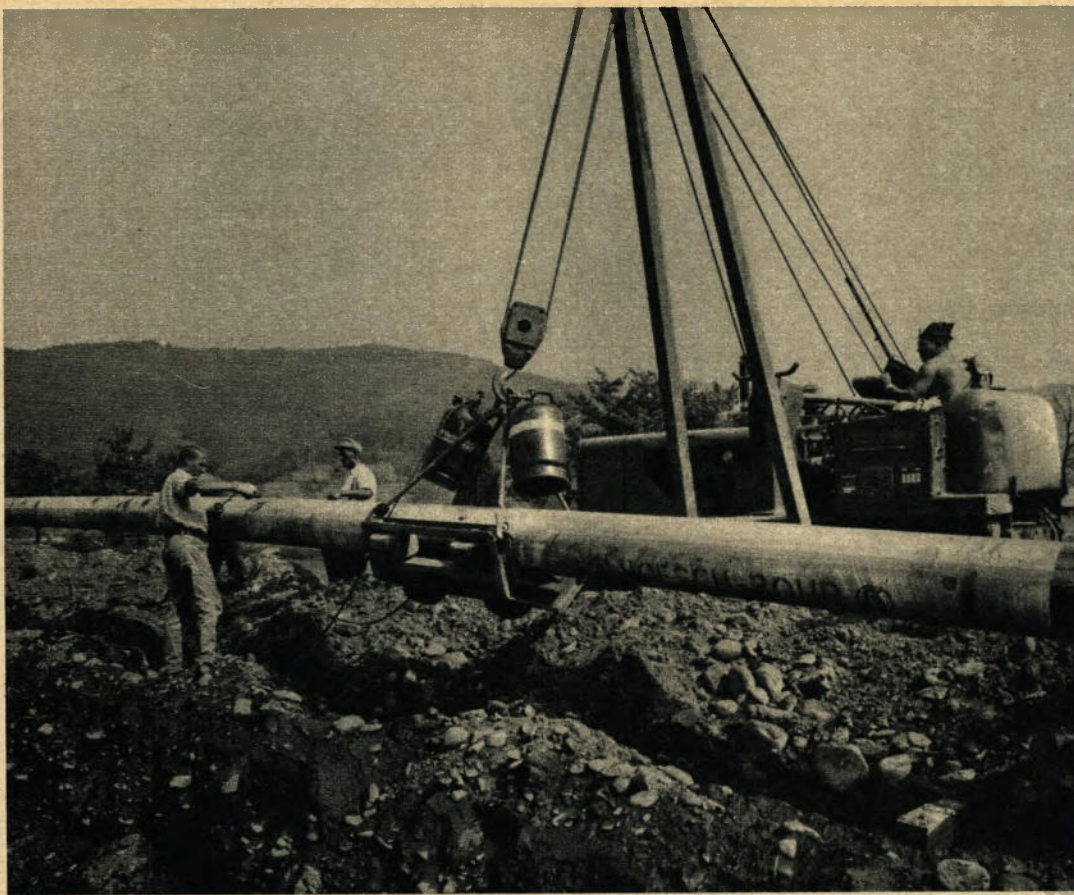
Für das nächste Jahrzehnt allerdings werden die in den Raffinerien erzeugten Gase aus Erdölprodukten die Grundlage der neu entstandenen Ferngasversorgung bilden. Hauptlieferant ist seit dem 24. Juni 1964 die gerade fertig gewordene „Erdöl-Raffinerie Mannheim“, die der GVS aus einer besonderen Spaltanlage jährlich 335 Millionen Kubikmeter Stadtgas im Heizwert von 4650 Kilokalorien je Kubikmeter liefert. Im Frühsommer 1965 wird bei der zur Zeit im Bau stehenden weiteren Raffinerie einer französischen Gesellschaft unweit von Speyer eine Spaltanlage betriebsfertig werden, der die Gas-Union für Hessen und die GVS für Baden-Württemberg zusammen mit der Ferngasgesellschaft der Saarzechen, der „Saar Ferngas AG“, jährlich 900 Millionen Kubikmeter Gas abnehmen wollen. Die Leitungsnetze der jungen kommunalen und der schon seit langem bestehenden Ferngasgesellschaften an Saar und Ruhr sollen – sofern es nicht schon geschehen ist – miteinander verknüpft werden. So bezieht die GVS auch von der Ruhrgas AG, dem großen Unternehmen der Zechen des Rhein-Ruhr-Gebiets, jährlich 130 Millionen Kubikmeter Gas. Auch zu Ferngasunternehmen der Nachbarländer Frankreich, Schweiz und Österreich sind Verbindungsstränge vorgesehen.

Die der GVS vertraglich angeschlossenen Städte und Gemeinden verbrauchen über 80 v.H. des gesamten Gasbedarfs in Baden-Württemberg – 1963 genau 898 Millionen Kubikmeter –, weil die GVS alle heutigen oder künftigen Schwerpunktgebiete des Energiebedarfs in Baden-Württemberg mit ihrem Leitungssystem erschlossen oder zum Anschluß vorgesehen hat. Das Fernleitungsnetz der GVS wird bis Ende 1965 nach dreijähriger Bauzeit und einjähriger Vorplanung aus vier Hauptleitungen von insgesamt 499 Kilometer Länge und 18 Stichleitungen mit zusammen weiteren 154 Kilometer Leitungssträngen bestehen, deren größter Teil schon heute betriebsfertig ist.

◀ Mit der „Fallnahtschweißung“, dem schnellsten Schweißverfahren im Fernleitungsbau, werden die einzelnen Rohre zum endlosen Rohrstrang aneinandergeschweißt

► Nur wenige Tage wird es dauern, bis die eben ausgelegten Rohre verschweißt und im Erdboden verschwunden sind. Keine Spur verrät dann mehr das unterirdische Energienetz





◀ Die Schweißstellen müssen selbstverständlich isoliert werden. Erst dann wird die Leitung abgesenkt

Sorgfältige Vorbereitung hilft dem Rohrverleger

Die für die Hauptleitungen vom Baroper Rohrwerk gelieferten Spiralrohre haben einen äußeren Durchmesser von 323,9 Millimeter bei einer Wanddicke von 6,35 Millimetern. Gegen Korrosion im Erdreich sind sie durch eine Bitumenschicht geschützt. Das Ausgangsmaterial für die Rohre wurde auf der Breitbandstraße der Hoesch-Westfalenhütte aus einem Stahl gewalzt, bei dessen Erschmelzung bereits alle Wünsche des Bauherrn berücksichtigt wurden.

Die Spiralrohre weisen eine Schweißnahtwertigkeit von $v = 1,0$ auf, das heißt, die Schweißnaht selbst ist genauso sicher und stark wie das Bandmaterial.

Alle Rohre wurden im Werk vor dem Versand von der Staatlichen Materialprüfungsanstalt Stuttgart abgenommen. Selbstverständlich sind die Rohre zuvor der eigenen Kontrolle unterzogen worden, bei der beispielsweise alle Schweißnähte hundertprozentig mit Hilfe von Ultraschall und Röntgenstrahlen untersucht und die Rohre selbst einem Wasserdruck von 90 atü ausgesetzt wurden, obwohl der Betriebsdruck in der Leitung etwa die Hälfte, nämlich 50 atü, betragen wird.

Die Verlegearbeiten im Feld werden durch die sorgfältige Vorbereitung der Rohre im Werk sehr erleichtert. Dazu gehören vor allem geringe Durchmesserabweichungen, das Abschleifen der Schweißraupe an den Rohrenden, saubere Schweißfasen und fehlerfreie Isolierung. Das Verbinden der Rohre zum endlosen Strang geschieht vorwiegend durch die Fallnahtschweißung, dem schnellsten Schweißverfahren im modernen Fernleitungsbau. Dort, wo die Leitung ihre Richtung ändert, werden die 14 bis 16 Meter langen Spiralrohre mit einer Kaltbiegemaschine gebogen, wobei das Rohr in der Biegezone die runde Form beibehält.

Bauleistungen von weit mehr als einem Kilometer je Tag sind bei den heute für die kontinuierliche Verlegung gut vorbereiteten Rohren und an einer gut ausgerüsteten Baustelle keine Seltenheit. Viel zeitraubender sind die Vorarbeiten, vor allem das Festlegen der Trassen, die in oft mühseligen Absprachen mit vielen beteiligten staatlichen und kommunalen Instanzen, mit Bauernverbänden und – in diesem Fall – mehr als 15000 Grundstückseigentümern, vereinbart werden mußten.

Nach dem Vermessen des Geländes ist dann die eigentliche Arbeit – das Verlegen der Leitung – schnell getan. Eine Gräbenfräse fährt auf und hebt den eineinhalb Meter tiefen Graben aus. Zugleich werden die Rohre ausgelegt und noch über dem Graben aneinandergeschweißt. Sind die Schweißnähte geröntgt, die Verbindungsstellen isoliert, und ist der gesamte Rohrstrang noch einmal gründlich geprüft, wird er abgesenkt und mit dem sichergestellten Mutterboden sorgfältig bedeckt. Keine Spur verrät mehr die Leitung, deren Netz unterirdisch das Land durchzieht und mit Energie versorgt.

◀ Alle Phasen des Rohrleitungsbaus zeigt dieses Bild: Im Hintergrund sind die Rohre gerade ausgelegt, in der Mitte zum Strang verschweißt und im Vordergrund abgesenkt

Das Großrohr mit dem orange-farbenen Ring

In dem folgenden Interview gibt Karl Thaelke, stellvertretendes Direktoriumsmitglied der Hoesch AG Rohrwerke, Auskunft über das neugegründete Großrohrkontor Hoesch Salzgitter, das er gemeinsam mit Hans G. Tiedtke von der Hüttenwerke Salzgitter AG leitet. Wer sich über die vom Großrohrkontor vertriebenen Spiralrohre genauer unterrichten will, greife zu Heft 1/1961, in dem wir ausführlich darüber berichten, wie bei Hoesch das innen und außen geschweißte Spiralrohr entwickelt wurde.

messerbereichen NW 300 bis NW 2200.

Red.: Das sind – von Hoesch – die im Barroper Werk erzeugten Rohre; aber was bedeutet „NW 300 bis NW 2200“?

Thaelke: Nennweite 300 bis 2200 heißt im Normalfall, daß die lichten Durchmesser unserer Rohre 300 bis 2200 Millimeter betragen.

Red.: Wozu werden Rohre dieser Abmessungen gebraucht?

Thaelke: Die Möglichkeiten ihrer Verwendung reichen vom einfachen Konstruktionselement über den Rammpfahl bis zu Druckleitungen für höchste Ansprüche. Denken Sie daran, daß die hoch-industrialisierten Länder Europas,

unter ihnen besonders die Bundesrepublik, immer energiehungriger werden. Neben die Kohle, die noch immer den größten Teil des Energiebedarfs deckt, treten das Erdöl und seine Spaltprodukte sowie das Erdgas. Supertanker mit einem Fassungsvermögen bis zu 100 000 Tonnen bringen das Erdöl aus dem Mittleren Osten und aus anderen Teilen der Welt an die Nordseeküste. Wie sollen diese riesigen Mengen zum Verbraucher transportiert werden? Die Binnen-

▼ Geschäftsführer des Großrohrkontors sind Karl Thaelke (rechts), zugleich stellvertretendes Direktoriumsmitglied der Hoesch AG Rohrwerke, und Hans G. Tiedtke (Mitte) von den Hüttenwerken Salzgitter. Links Sachbearbeiter Franz Josef Landl

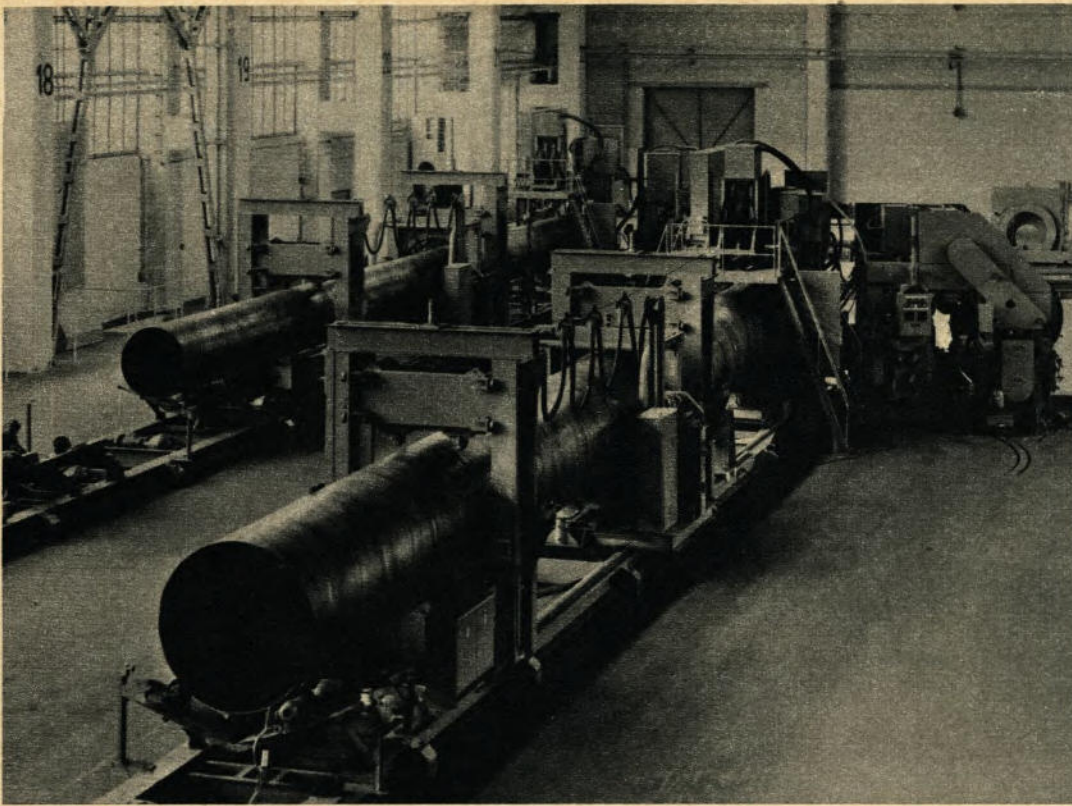
Red.: Vor einigen Wochen erschienen in Tageszeitungen Anzeigen des Großrohrkontors Hoesch Salzgitter, die für das Großrohr mit dem orange-farbenen Ring warben. Was ist unter dem „Großrohrkontor Hoesch Salzgitter“ zu verstehen, und was hat es mit dem „orange-farbenen Ring“ auf sich?

Thaelke: Das Großrohrkontor ist ein gemeinsames Verkaufskontor der Hüttenwerke Salzgitter AG und der Hoesch AG Rohrwerke. Den orange-farbenen Ring haben wir als weithin sichtbares Kennzeichen für alle vom Großrohrkontor vertriebenen Rohre gewählt.

Red.: Schon der Name „Großrohr“-Kontor deutet darauf hin, daß das Verkaufsprogramm auf bestimmte Abmessungen festgelegt ist.

Thaelke: Es umfaßt schraubenliniennahtgeschweißte Großrohre in den Durch-





schiffahrt würde nicht ausreichen, Bahn und Straßen wären rettungslos verstopft. Rohrleitungen oder „Pipelines“ sind die Lösung. Immer dichter und vollkommener wird das Netz dieser neuen Verkehrsadern.

Red.: Gelbe Bulldozer, die die Leitungstrasse planieren, Bagger und Grabenfräsen, die den Rohrgraben ausheben, Schweißer mit ihren rot- und blaugepunkteten Kappen, Traktoren, die die weißgeköhlten Rohre in den Rohrgraben senken – dieses Bild ist inzwischen vielen Menschen in Süddeutschland vertraut geworden.

Thoelke: Zweifellos, denn seit etwa vier Jahren wird in den Monaten März bis Oktober pausenlos an neuen Rohrleitungen vor allem im süddeutschen Raum gearbeitet. Die Geschwindigkeit, mit der diese Leitungen verlegt werden, ist hoch. Während vor Jahren noch 700 bis 800 Meter täglich eine gute Leistung darstellten, gibt es heute vollmechanisierte Bautrupps, die 1,5 Kilometer je Tag verlegen.

Red.: Stimmt es, daß in nicht so dicht besiedelten Gebieten wie im Mittleren Osten und Afrika täglich bis zu vier Kilometer Rohrleitungen verlegt werden?

Thoelke: Das ist richtig, und wollen die Rohrwerke mit dieser Verlegegeschwindigkeit Schritt halten, müssen sie über eine entsprechend hohe Kapazität verfügen. Um aber ausreichend große Kapazitäten zu erhalten, können zwei Wege eingeschlagen werden: der der großen Investitionen, wobei immer zu bedenken ist, daß wegen des europäischen Klimas die Betriebe während der Wintermonate unterbeschäftigt sein können, und der der Zusammenarbeit mit einem anderen Erzeuger schraubenliniennahtgeschweißter Rohre.

Zwei Hersteller schraubenliniennahtgeschweißter Rohre haben eine Verkaufsgemeinschaft gebildet: die Hüttenwerke Salzgitter mit ihrem Spiralrohrwerk (oben) und Hoesch mit dem Baroper Werk (unten). Wie groß der Durchmesser des Rohres rechts unten ist, wird bei einem Vergleich mit der Größe des Mitarbeiters deutlich

Red.: Damit haben Sie eine bisher unausgesprochene Frage schon zum Teil beantwortet. Die Frage nämlich: Welche Gründe sprechen für die Zusammenarbeit zwischen Hoesch und Salzgitter?

Thoelke: Einer der wichtigsten Vorteile ist, wie ich schon andeutete, die höhere Kapazität, über die das Großrohrkontor verfügt. Wir können gemeinsam so viele Rohre erzeugen, daß selbst die fleißigste Verlegemannschaft nicht

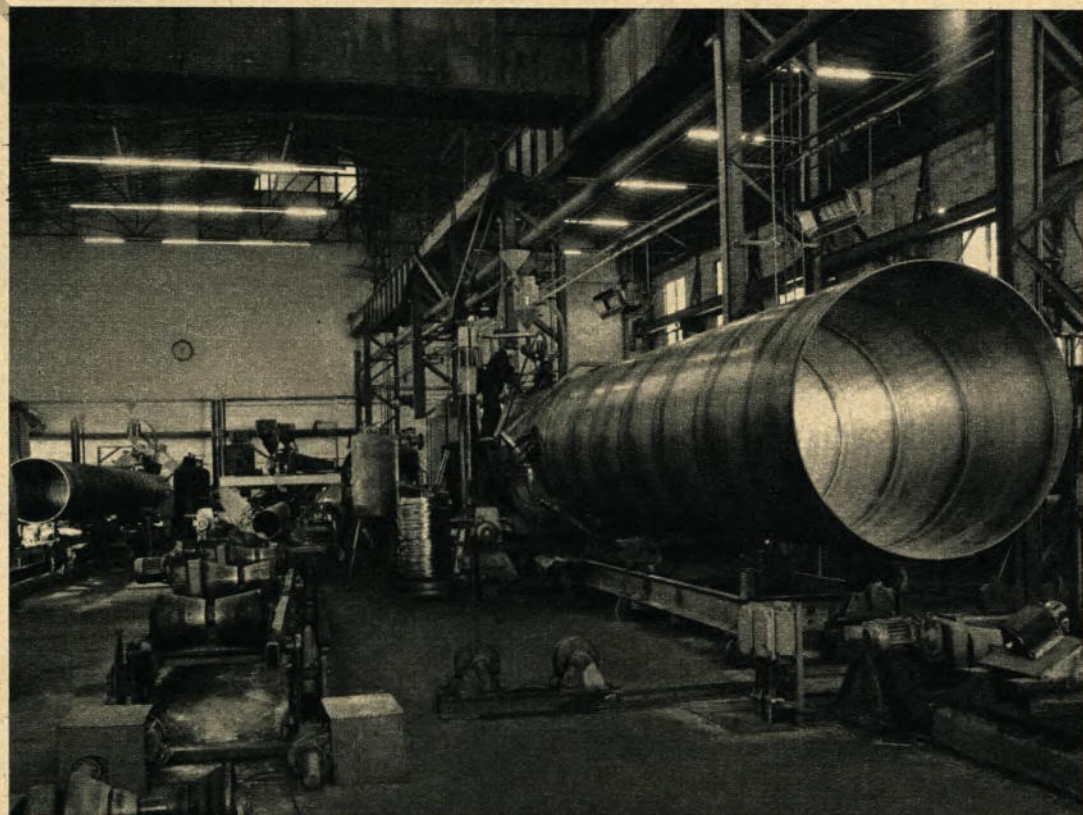
ins Stoppen gerät. Für die Zusammenarbeit spricht aber noch mehr. Die Abmessungsprogramme beider Werke ergänzen sich, und auch die zusammengefaßten Erfahrungen beider Werke und die Sicherheit in der Materialversorgung sind nicht zu unterschätzende Vorteile.

Und habe ich eben von den großen Überlandleitungen gesprochen, so möchte ich in diesem Zusammenhang an die vielen kurzen Leitungen in den Städten erinnern. Immer mehr Gas- und Wasserversorgungsgesellschaften greifen zum schraubenliniennahtgeschweißten Großrohr. Sie benötigen Rohrmengen, die wegen der beengten Verhältnisse in unseren Großstädten oft geringfügig sind und erst wirtschaftlich werden, wenn sie zu größeren Produktionslosen zusammengefaßt sind.

Red.: Zum Abschluß möchten wir gern wissen, weshalb Sie als Kennzeichen für die Rohre des Großrohrkontors ausgerechnet einen orangefarbenen Ring gewählt haben?

Thoelke: Unsere Rohre sind die besten Werbeträger, ob sie nun im Stapel liegen, auf einem Eisenbahnwaggon oder Lastwagen transportiert oder in ein Schiff verstaut werden. An dem leuchtenden orangefarbenen Ring soll jeder erkennen, daß es sich bei diesen Rohren um Rohre von Salzgitter und von Hoesch handelt, ohne daß zu meist verwaschene Schriftzeichen entziffert werden müssen. Orange aber haben wir ausgesucht, weil diese Farbe auf dem leuchtenden Weiß der isolierten Rohre, dem Rostbraun oder dem stählernen Blau der nichtisolierten Rohre gleich gut zu erkennen ist.

Red.: Wir danken für Ihre Auskunft und wünschen dem neuen Unternehmen viel Glück und viel Erfolg.



Die Berge von Radbod



▲ Eine Strecke wird auf unserer Schachtanlage Radbod unter Tage vorgetrieben. Die losgeschossenen „Ausrichtungsberge“ schafft Willi Tomsar mit seinem Rau-
penlader fort



fred Thesenvitz von der Schachtanlage Radbod im folgenden Bericht.

Nicht nur mit Kohle, sondern auch mit Gestein haben unsere Schachtanlagen zu tun. Woher diese Steine kommen, welche Wege sie nehmen und wie und wohin sie wieder verschwinden, schildert Dipl.-Berging. Al-

Halde gekippt oder abgegeben werden. Müssen jedoch die durch den Abbau der Kohle geschaffenen Hohlräume verfüllt werden, benutzt man die angefallenen Ausrichtungs-, Klaube- und Waschberge zum Versatz, womit eben das Verfüllen der Hohlräume gemeint ist.

Aus der Menge des Berganeanfalls und aus dem Umfang des Verbrauches an Bergen ergibt sich ein regelrechter Bergehaushalt, bei dem ähnlich dem Geldhaushalt einer Familie die Regel gilt, daß der Verbrauch nicht größer als die Einnahme sein sollte.

Diesen Haushalt unserer Zeche Radbod kennzeichnen vor allem drei Umstände. Da ist zu-



▲ Aber nicht nur unter Tage, auch über Tage fallen Berge an. In ununterbrochenem Strom kommen sie von der Wäsche, wo sie in Setzmaschinen von der reinen Kohle getrennt worden sind

Unsere Zeche Radbod liegt nordwestlich von Hamm im flachen Münsterland und hat mit „Bergen“ im üblichen Sinne nichts zu tun. Wenn hier trotzdem über Berge geschrieben wird, so ist damit ein bergmännischer Begriff gemeint, der sofort klar wird, wenn man „Berge“ durch „Gestein“ oder „Steine“ ersetzt. Diese Steine oder Berge fallen unter Tage an, wenn Schächte und Strecken im Gestein vorgetrieben werden; der Bergmann nennt sie „Ausrichtungsberge“. Aber auch über Tage fallen Berge an; in der Wäsche nämlich, wo die geförderte Rohkohle „gewaschen“ wird, das heißt, wo der nicht verwertbare, also nicht brennbare Teil der Rohkohlenförderung durch Setzmaschinen oder auch von Hand durch Lese- oder Klaubearbeit von der reinen Kohle getrennt wird. Dementsprechend nennt der Bergmann die hier anfallenden Berge Waschberge oder Lese- oder Klaubeberge.

Drei Umstände kennzeichnen den Bergehaushalt

Wie diese im Kohlenbergbau zwangsläufig anfallenden Berge verwendet werden, hängt von den Abbauverfahren des Grubenbetriebes ab. Wird die Kohle unter „Zubbruchwerfen“ des Hangenden abgebaut, können die Berge auf die



nächst die starke Betriebskonzentration auf ein kleines Grubenfeld zu nennen. Sie bewirkt, daß sich die Tagesoberfläche stark absenkt. Diese Tatsache wiegt besonders schwer, weil gerade die Tagesoberfläche, unter der jetzt abgebaut wird, sehr empfindlich gegen Bergschäden ist, da sie vom Lippeseitenkanal und der Lippe selbst mit ihren Brücken gekreuzt wird. Hinzu kommen von Norden in die Lippe mündende Bäche, die ebenfalls anfällig gegen Störungen sind, und schließlich sind auch die Grundwasserverhältnisse der gesamten Lippeniederung sehr schwierig.

Ein zweiter, für die Bergewirtschaft von Radbod entscheidender Umstand ist die Tatsache, daß Radbodkohle vor allem in mächtigen Flözen zur Selbstentzündung und zu Schlagwetteran-

◀ Da Radbod seiner geologischen Bedingungen wegen sehr viele Berge braucht, müssen jährlich sieben- bis achttausend Waggons Gestein von benachbarten Zechen bezogen werden. Auf dieser Kippe werden sie in einen Tiefbunker entleert



◀ Dieses Bild faßt die Übertageanlagen der Bergewirtschaft zusammen. Im Vordergrund ist die Waggonkippe sichtbar, in dem Gebäude dahinter sind Sieb und Brecher untergebracht. Der Turm links ist der obere Teil des Hochbunkers, der 500 Tonnen Berge faßt

terführung beherrscht werden, das heißt, die Grubenbaue müssen immer ausreichend mit frischer Luft versorgt werden, und umgekehrt müssen die verbrauchte Luft sowie die in die Grubenräume eingedrungenen Gase ständig abgeführt werden. Eine gute Wetterführung wird aber nur dann erreicht, wenn die Streckenquerschnitte für die Zu- und Abführung der Wetter möglichst groß- und wenn die Strebäume selbst möglichst kleingehalten werden. Dieser Grundsatz der Wetterführung führt uns wieder zum Bergeversatz, denn enge Strebäume werden nur erreicht, wenn man die ausgekohlten Hohlräume verfüllt.

Auf Radbod reichen die eigenen Berge nicht

Diese Verhältnisse im Grubengebäude der Zeche Radbod begründen unseren hohen An-



sammlungen neigt. Schließlich ist anzuführen, daß bei einer Abbauteufe von 1100 Metern die natürliche Gebirgstemperatur schon bei 51 Grad liegt (die Temperaturen in den Grubenbauten betragen allerdings nur etwa 27 Grad).

Weniger Bergschäden und mehr Sicherheit

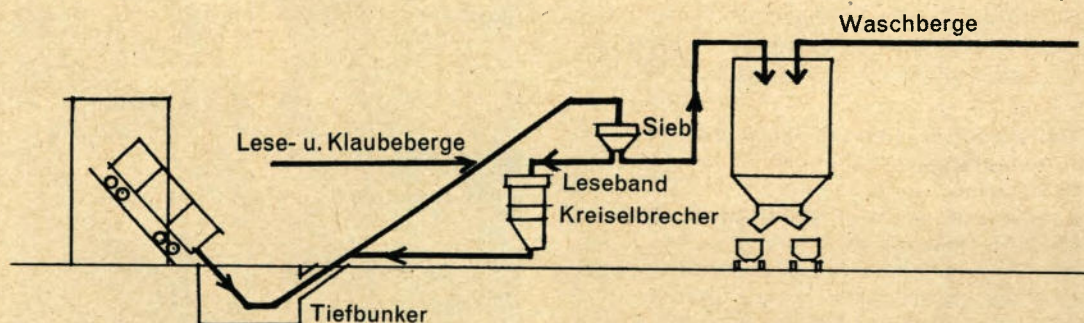
Diese drei Gegebenheiten machen die Bergewirtschaft der Zeche Radbod und hierbei insbesondere den Bergeversatz so wichtig. Während sich nämlich beim Abbau unter Zubruchwerfen der darüberliegenden Gesteinsschichten

die Tagesoberfläche um 90 v.H. der Flözmächtigkeit absinkt, sinkt sie bei Abbauverfahren mit Vollversatz, das heißt also, bei vollem Verfüllen der geschaffenen Hohlräume, nur um etwa 50 v.H. Da die gesamte Mächtigkeit aller bauwürdigen Flöze im Grubenfeld Radbod rund 18 Meter beträgt, ist es sehr bedeutsam, ob die Tagesoberfläche im Lauf der Zeit um neun Meter oder aber um mehr als 16 Meter absinkt. Weiterhin können die Gefahren der Selbstentzündung der Kohle und die des Ansammelns von Schlagwettern sowie die hohe Temperatur des Gesteins nur durch eine einwandfreie Wet-

▲ In den Kreiselbrechern werden stündlich 60 Tonnen Berge zerkleinert

teil sogenannter „Vollversatzbetriebe“. Ihr Anteil ist im Ruhrgebietsdurchschnitt im Laufe der letzten Jahre aus Kostengründen von 57 v.H. auf etwa 45 v.H. gefallen, lag aber auf Radbod im Jahresdurchschnitt 1963 bei 85 v.H. und beträgt augenblicklich sogar 100 v.H. Dieser Zustand bedeutet, da erfahrungsgemäß für jede zu Tage geförderte Tonne verwertbare Kohle aus Vollversatzbetrieben eine Tonne Berge

► Unsere Skizze veranschaulicht die Bergewirtschaft auf Radbod. Im Hochbunker rechts vereinen sich die Bergeströme. Das Gestein kommt einerseits von der Wäsche, andererseits von einem Sieb, das alle Berge zurückhält, die mehr als 65 Millimeter Durchmesser aufweisen (über das Sieb laufen die Leseberge, die Ausrichtungsberge und die von fremden Zechen kommenden Berge). Die zurückgehaltenen großen Brocken werden nun den Brechern zugeführt, aus denen sie kleingemahlen – zur Prüfung noch einmal über das Sieb – in den Bunker laufen



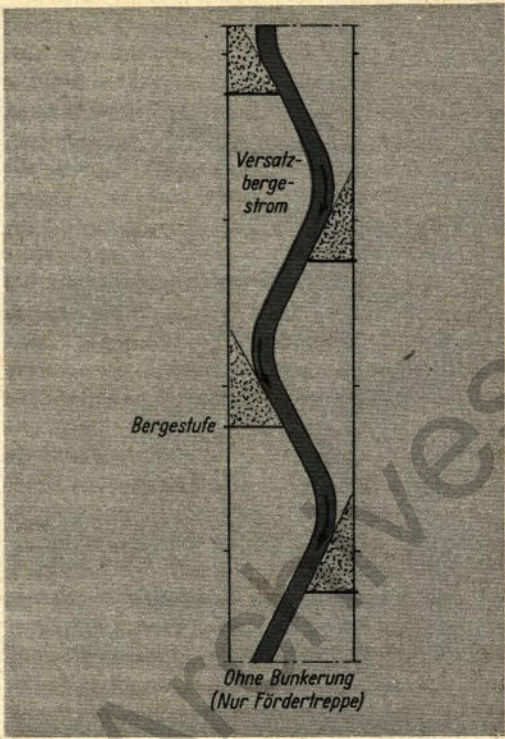
zum Versetzen des Hohlraumes benötigt wird, daß auf Radbod im Durchschnitt täglich etwa 4500 Tonnen Berge wieder nach Untertage gehen.

So wies der Bergehaushalt unserer Schachtanlage im Jahre 1963 insgesamt einen Bedarf von 933000 Tonnen auf. Die Kohlenförderung des gleichen Zeitraumes aus Vollversatzbetrieben betrug 921200 Tonnen verwertbare Förderung. Der Vergleich dieser Zahlen beweist den hohen „Verfüllungsgrad“ der ausgefüllten Hohlräume.

Nun fielen aber auf der eigenen Zeche 1963 nur 683000 Tonnen Berge an – 530000 Tonnen Waschberge, 75000 Tonnen Lese- oder Klaubeberge und 78000 Tonnen Ausrichtungsberge. Diese Menge deckte also nur 74 v.H. des Gesamtbedarfs und machte notwendig, daß wir von benachbarten Schachtanlagen 185000 Tonnen Berge (gleich 7400 Bundesbahnwaggons) beziehen und die restliche Fehlmenge von 65000 Tonnen der eigenen Bergehalde entnehmen mußten. Diese Zahlen kennzeichnen deutlich die unausgeglichene Bergewirtschaft unserer Schachtanlage, die durch ihre schwierigen Grubenverhältnisse bedingt ist.

Das durchfallende Gut fördert ein Gummiband in den Aufgabebunker, während die Berge größerer Körnung über ein Leseband, an dem Holz oder Eisenteile ausgelesen werden, zu Kreiselbrechern gelangen, die sie mit einer Stundenleistung von 60 Tonnen zerkleinern. Der Austrag der Kreiselbrecher läuft noch einmal dem Sieb zu, so daß nur die durch das Sieb fallenden Berge den Aufgabebunker erreichen. Aus diesem Bunker, der 18 Kubikmeter faßt, wird das gebrochene Gut über einen vollautomatischen Doppelkübelaufzug in einen Hochbunker gefördert. Dieser Hochbunker ist eine der wichtigsten Anlagen der Bergewirtschaft, da er gewährleistet, daß die benötigten Versatzberge ohne Stocken in unaufhörlichem Fluß nach Untertage gehen. Sein Fassungsvermögen beträgt 500 Tonnen und verhütet, daß

► Auf Gummibändern läuft das Bergegut den Falltreppen zu, über die es auf die Teufe der einzelnen Flöze hinabfällt. Eingeschraubte Stufen, auf denen sich die Berge „böschchen“, bewirken, daß die Berge beim Fall nur auf Gestein, nicht aber auf das Rohr selbst aufprallen



▲ Ernst Morri zieht die Berge aus dem Hochbunker in Großraumwagen ab

Über Sieb, Brecher und Bunker

Wie ein Strom, der sich aus mehreren Zuläufen zusammensetzt, gelangen die Berge wieder nach Untertage (siehe Zeichnung). Die Wasch- und Leseberge aus der Kohlenwäsche laufen auf Gummibändern der Bergebrechanlage zu. Die von anderen Schachtanlagen bezogenen Berge werden in Bundesbahnwaggons über eine Waggonhochkippe in einen Gleis-Tiefbunker gekippt und über ein Stahlplattenband ebenfalls in die Bergebrechanlage gefördert. Die Berge, die der eigenen Steinhalde entnommen werden, lädt ein großer Schaufellader mit einem Schaufelhinhalt von 1,4 Kubikmetern in Waggons, die wie die Fremdbergewaggons in der Hochkippe gekippt werden. Der gesamte Bergebedarf durchläuft die Bergebrechanlage, weil das in der Grube angewandte Versatzverfahren höchstens eine Korngröße von 80 Millimetern zuläßt. In dieser Bergebrechanlage gehen sämtliche Berge zunächst auf ein Sieb mit einer Sieblochung von 65 Millimetern.



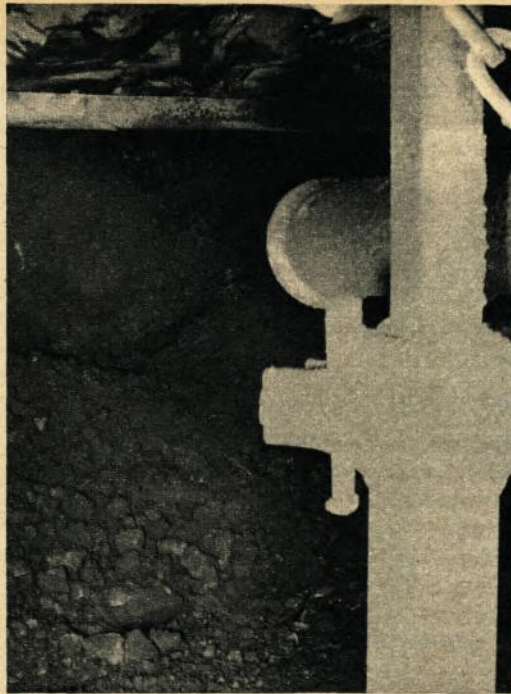
▲ Preßluftlokomotiven ziehen die Bergzüge über die Hauptstrecken in die Abteilungsquerschläge. Hier werden die Wagen abgekuppelt und in Kippen entleert

durch kurze Ausfälle der Bergebrechanlage die Bergzufuhr für die Grube unterbrochen wird.

Falltreppen nutzen die Schwerkraft

Aus dem Hochbunker werden die Berge auf der Hängebank des Winkhausschachtes in Großraumförderwagen abgezogen und beim Zutagefördern der Kohle – gewissermaßen als Gegen-

gewicht – nach Untertage geschickt. Im Füllort – das ist der Bahnhof – der vierten (940-Meter-) Sohle und zu einem geringen Teil auch der fünften (1090-Meter-)Sohle zu Zügen zusammengestellt, ziehen Preßluft-Lokomotiven die Bergzüge über die Hauptstrecken in die Abteilungsquerschläge. Hier werden die einzelnen Wagen abgekuppelt und in eine Kippe geschoben, die sie umdreht und entleert. Unter den Kippen sind in der Streckensohle trichterförmige Bunker angebracht, aus denen das Berggut mit Gummibändern abgezogen und den Blindschächten zugeführt wird.



◀ Die beiden Aufnahmen veranschaulichen, wie die Berge von einem Gummiband in die Blasmachine fallen, in deren unterster Kammer sie vom Preßluftstrom erfaßt durch die Blasleitungen in die ausgekohlten Hohlräume geblasen werden (an der Blasmachine von Flöz 22 trafen wir Manfred Rosenberg)

der Auskleidung zu verhindern, indem das Fördergut beim Fall stets nur auf Fördergut selbst aufprallt, das sich auf den einzelnen Treppen „aufgeböscht“ hat. Diese Falltreppen, die zugleich als kleine Bunker benutzt werden, sind bis 150 Meter lang und haben sich gut bewährt.

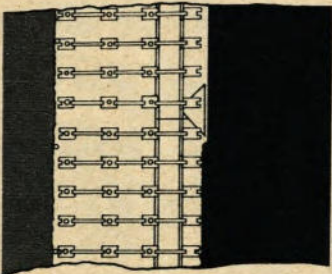
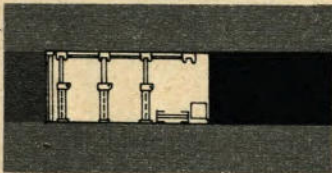
In den Flözstrecken übernehmen wieder Gummibänder von 650 Millimeter Gurtbreite die Versatzberge und führen sie den Blasmachines zu. Deren Arbeitsprinzip (siehe Skizze) besteht darin, daß der zulaufende Bergestrom über einen Einfülltrichter von Zellen oder Kammern aufgenommen und in den Blastrog unter Abschluß der Außenluft eingeschleust wird. Dort erfaßt die Berge der zugeführte Druckluftstrom und bläst sie durch eine Rohrleitung in das

Mit Ausnahme der achten westlichen Abteilung, in der eine Gefäßförderanlage die Versatzberge von der vierten (940-Meter-)Sohle zur zweiten (772-Meter-)Sohle hebt, werden die Berge in allen anderen Abteilungen in abwärtsgehender Richtung befördert. Hierbei nutzen wir in einfacher Weise die Schwerkraft aus,

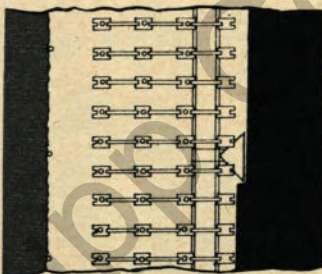
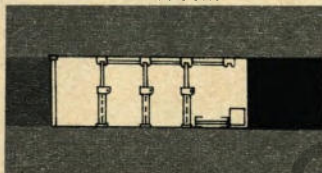
indem wir seit mehr als zehn Jahren Falltreppen einsetzen (siehe Skizze), die aus einem Rohr von 1050 Millimeter Durchmesser bestehen. Alle 600 Millimeter sind in diesem Rohr halbmondförmige Treppen eingeschraubt, die einander gegenüberstehen. Der Grundgedanke dieser Falltreppe besteht darin, den Verschleiß

▼ Unsere Skizze verdeutlicht den Abbau der Kohle und den gleichzeitigen Bergeversatz vor Ort. Rechts ist jeweils die Kohlenfront dargestellt, die der Hobel Zug um Zug fortschält. Im Takt der zurückweichenden Kohlenfront rückt der Ausbau vor, während der hinter ihm zurückbleibende ausgekohlte Raum nach jeweils zwei Metern mit Bergen „versetzt“ wird

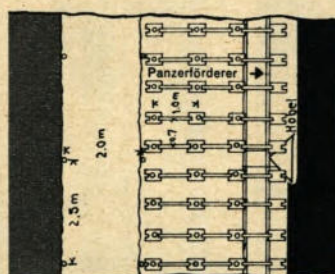
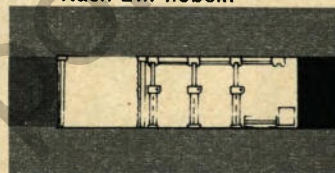
Vor dem Hobeln



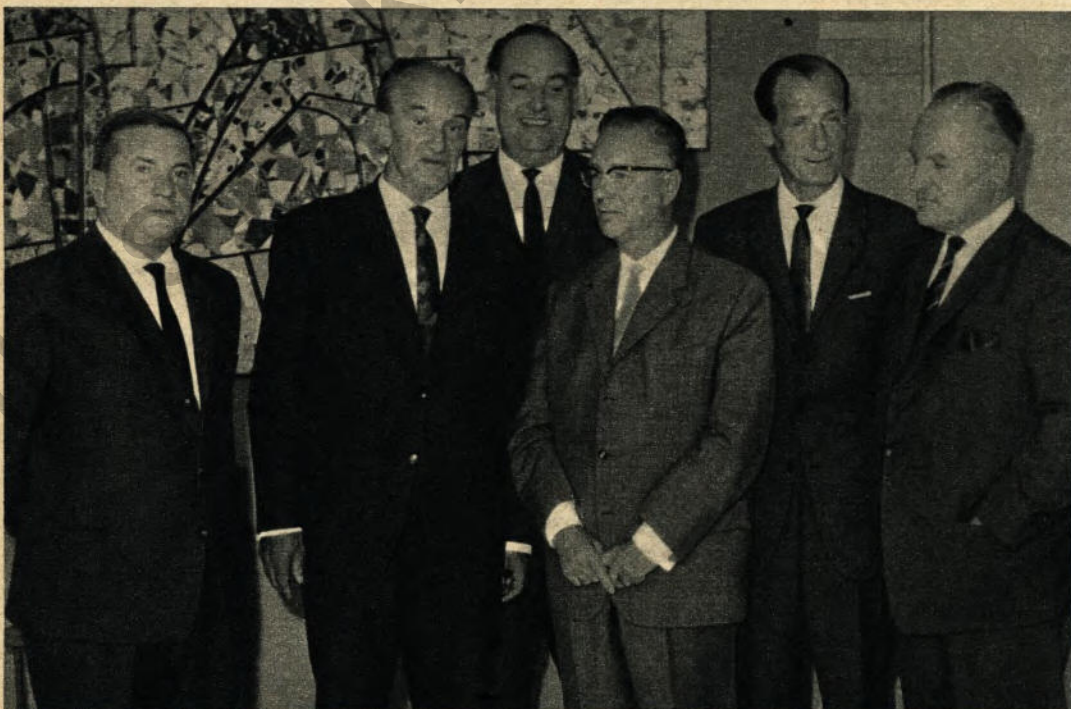
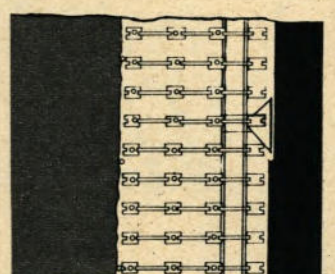
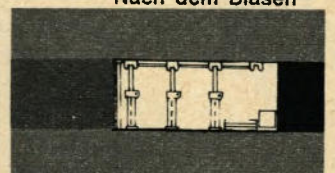
Nach 1m Hobeln



Nach 2m Hobeln



Nach dem Blasen



Fritz Salm 60 Jahre

Aus Rücksicht auf seine Gesundheit trat Fritz Salm (zweiter von links) vorzeitig in den Ruhestand. Fritz Salm, der am 19. August seinen sechzigsten Geburtstag beging, war Tarifexperte der Industriegewerkschaft Metall. Als Aufsichtsratsmitglied ist er unserem Unternehmen besonders eng verbunden. In einer Feierstunde würdigte Otto Brenner, der Vorsitzende der Industriegewerkschaft Metall (vierter von links), die hohen Verdienste des Jubilars für die deutsche Arbeiterbewegung. Auf unserem Foto sind abgebildet (v. l. n. r.): Helmut Latta, stellvertretender Betriebsratsvorsitzender der Hoesch AG Westfalenhütte und Aufsichtsratsmitglied der Hoesch AG; Fritz Salm; Willi Michels, Leiter des Düsseldorfer Büros der Industriegewerkschaft Metall und Mitglied des Bundestages; Otto Brenner; Albert Pfeiffer, Betriebsratsvorsitzender der Hoesch AG Westfalenhütte und Aufsichtsratsmitglied der Hoesch AG, und Alois Wöhrle, zweiter Vorsitzender der Industriegewerkschaft Metall.

Versatzfeld des Streb. Die Durchsatzleistungen der Blasmachinen liegen zwischen 70 und 125 Kubikmeter je Stunde.

Die Blasleitung, die die Berge von der Blasmachine in den Streb transportiert, besteht in der Abbaustrecke aus drei Meter langen, mit verschleißfestem Schmelzbasalt ausgefütterten Rohren von 150 Millimeter Innendurchmesser, die in eigener Werkstatt des Tagesbetriebes hergestellt werden. Da der Streb meist rechtwinklig zur Abbaustrecke steht, muß der Bergestrom durch einen besonderen Krümmer in die Strebbblasleitung gelenkt werden. Die Strebbblasrohre haben wieder eine Länge von drei Metern und einen Innendurchmesser von 150 Millimetern. Ihre Wandstärke beträgt acht Millimeter, die sich aus einer fünf Millimeter harten Innenschicht und einer drei Millimeter weichen Außenschicht (beide sind aus Stahl) zusammensetzt. Die harte und dadurch spröde Innenschicht gibt dem Rohr eine gute Verschleißfestigkeit, während die weichere Außenschicht für gute Bruchfestigkeit sorgt.

Eine Mannschaft verbläst je Schicht mehr als 100 Förderwagen Berge

Das Verblasen der Hohlräume geschieht im Streb nach einem festen Schema (siehe Zeichnung). Nachdem der ganze etwa 200 Meter lange Streb auf einer bestimmten Feldesbreite entweder mit Abbauhämmern oder mit Kohlengewinnungsmaschinen, wie Hobeln oder Schrämmaschinen, ausgekohlt ist, wird das Kohlenfördermittel – der Panzerförderer – an den Kohlenstoß gerückt und der Ausbau gesetzt, der das Absinken beziehungsweise Herinbrechen des Hangendgesteins verhindert. Der ausgekohlte Raum, das Versatzfeld, in dem die Blasrohrleitung liegt, wird dann mit einem beiderseits mit Papier beklebten Drahtgeflecht verschlagen. Hierdurch böschen sich die Berge zum Förderfeld nicht ab, und außerdem wirbelt kein Staub auf. Für die Versatzarbeit sind in der Regel fünf Bergleute in einem Blasbetrieb eingesetzt: ein Mann an der Blasmachine, ein Mann zum Verschlagen des Versatzfeldes und drei Männer am Blasrohr selbst, die bei ununterbrochenem Blasbergestrom die einzelnen Blasrohre abschlagen und im neuen Feld wieder einbauen. In guten Blasbetrieben werden 100 bis 130 Großraumförderwagen Berge in einer Schicht verblasen.

Höhere Sicherheit rechtfertigt höhere Aufwendungen

Diese Beschreibung der Bergwirtschaft wäre unvollständig, wenn nicht die Fragen der Sicherheit und der Kosten berücksichtigt würden. Hinsichtlich der Kosten ist ganz allgemein festzustellen, daß Betriebe, die den Abbau mit Zubruchwerfen des Hangenden führen, also keinen Bergeversatz einbringen, wesentlich geringere Selbstkosten aufweisen als vergleichbare Abbaubetriebe mit Vollversatz. Diese Aufwendungen werden jedoch durch die höhere Sicherheit, die der Grubenbetrieb mit dem Vollversatz erreicht, mehr als gerechtfertigt. Durch das Verfüllen der geschaffenen Hohlräume legen sich nämlich die Gesteinsschichten elastisch und ohne zu zerbrechen auf den Versatz auf, so daß auf diese Weise der Gebirgsdruck besser beherrscht werden kann. Außerdem verhindert die schon beschriebene bessere Wetterführung weitgehend das Ansammeln von Schlagwettern und die Selbstentzündung der Kohle. So kann auch diese Betrachtung mit der alten Erfahrung abgeschlossen werden, daß der sicherste Betrieb zugleich der wirtschaftlichste ist.

Gerhard Elkmann zum 60. Geburtstag



Am 26. September 1964 vollendet Diplom-Kaufmann Gerhard Elkmann, Vorstandsmitglied der Hoesch Aktiengesellschaft, sein 60. Lebensjahr. Gerhard Elkmann besuchte in seiner Geburtsstadt Burgsteinfurt das Gymnasium bis zur mittleren Reife. Danach absolvierte er zunächst eine Lehre in der Textilindustrie und bestand später – nach Vorbereitung neben seiner Berufsarbeit – als Externer das Abitur. In den Jahren 1927 bis 1930 studierte er dann an der Universität Köln Betriebswirtschaft und legte bei Prof. Schmalenbach sein Examen als Diplom-Kaufmann ab. Nach dem Examen arbeitete Gerhard Elkmann zunächst in einer Kölner Treuhandgesellschaft. Hier wurde die Deutsche Bank auf ihn aufmerksam. Dr. Kimmich war es, der ihn dann ins Sekretariat der Deutschen Bank holte und ihn in der schweren Zeit mit dem Gebiet der industriellen Finanzierungen betraute. Hier zeigten sich die besonderen Fähigkeiten von Gerhard Elkmann, der so mancher in Not geratenen Firma Hilfe bot und Wege zur Stabilisierung aufzeigte.

Schon mit 38 Jahren wurde er dann zum kaufmännischen Vorstandsmitglied von Orenstein-Koppel, Berlin, bestellt. Dieses seit 1942 zum Interessenkreis der Hoesch AG gehörende Unternehmen wurde für ihn zur Stätte erfolgreichen Wirkens für lange Jahre. Auch unter den erschwerten Kriegsbedingungen konnte das Unternehmen einen bedeutenden Aufstieg nehmen.

Nach dem Zusammenbruch, bei dem über 90 v. H. des Unternehmens durch Kriegseinwirkung verloren ging, hat er unter mühsamen Verhältnissen die im Westen noch verbliebenen Betriebsteile zusammenfassen und den Neuaufbau in die Wege leiten können. Mit Geschick und Umsicht gelang es, das seit Jahrzehnten bekannte und erfolgreiche Unternehmen wiederaufzubauen, es mit der Lübecker Maschinenbau AG zu fusionieren und ihm so seine frühere Bedeutung zurückzugewinnen.

Nach dem Tode von Friedrich-Wilhelm Engel, dem kaufmännischen Vorstandsmitglied der Hoesch AG, bestellte 1955 der Aufsichtsrat Gerhard Elkmann zum ordentlichen Vorstandsmitglied.

In dem neuen Wirkungsbereich war Gerhard Elkmann vor allem bemüht, die Absatzpolitik der Hoesch AG neu zu ordnen. Eine der wichtigsten Voraussetzungen war der Ausbau der Vertriebsorganisation im Hoesch-Bereich. Das Netz der Geschäftsstellen und Handelsniederlassungen wurde beträchtlich verstärkt und erweitert, neue Auslandsgesellschaften und Auslandsbüros sind in den wichtigsten europäischen Ländern neu gegründet worden. Auch der zwischenbetrieblichen Zusammenarbeit galt Gerhard Elkmanns Sorge, und es ist mancher gute Weg gefunden worden, der auf seine Initiative zurückgeht.

Einer Anzahl befreundeter Unternehmen ist Gerhard Elkmann als Aufsichtsratsmitglied verbunden, so Schubert & Salzer, Zahnradfabrik Friedrichshafen, Girmes-Werke AG, und nicht zu vergessen ist er auch Aufsichtsratsvorsitzer der Treuverkehr Wirtschaftsprüfungs-AG. Aber auch die Fachverbände schätzen seinen Rat, sei es im Arbeitgeberverband, dessen stellvertretender Vorsitz er in Dortmund ist, oder in der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, dessen Vorstand er angehört.

Seine geistigen Interessen sind sehr weit gespannt. So ist er ein ausgezeichneter Breughel-Kenner und -Liebhaber. Den wissenschaftlichen Zusammenschlüssen, wie dem Stifterverband für die deutsche Wissenschaft und der Max-Planck-Gesellschaft, gilt sein besonderes Interesse. Den vielen guten Wünschen, die Gerhard Elkmann zum 60. Geburtstag erreichen werden, möchten auch wir uns anschließen und ihm Gesundheit und den gleichen Erfolg wünschen, mit dem er bislang alle Schwierigkeiten überwand.

1914 Es geschah vor 50 Jahren 1939 Es geschah vor 25 Jahren

Zweimal bisher hat auf unsere Bitte der Historiker Golo Mann unter dem Thema „Es geschah vor 30 Jahren“ (2/63, 5/64) auf diesen Seiten von WERK UND WIR die Erinnerung an die Jahre um 1933 wachgerufen. Wir wollten jene schicksalsträchtigen Jahre, in denen das deutsche Volk sehenden Auges in sein tiefstes Unglück lief, der Vergessenheit entreißen. Vergeßlichkeit nämlich und Lügen waren es vor allem, die die Totengräber der ersten deutschen Demokratie, der Weimarer Republik, groß werden ließen. Und so könnte Vergeßlichkeit abermals schwere Schuld werden und die Grundlage neuen unmeßbaren Unglücks. Darum erinnern wir nunmehr auf diesen Seiten an die Jahre 1914 und 1939. Denn in den Augusttagen und in den Septembertagen dieses Jahres 1964 gedenken wir Deutschen, gedenkt Europa, gedenkt die ganze Welt des August 1914 und des September 1939, in denen die beiden so sinnlosen europäischen Bürgerkriege begannen, die sich beide – von 1914 bis 1918 und von 1939 bis 1945 – zu Weltkriegen ausweiteten und jedesmal in einer deutschen Katastrophe endeten. Es hätte den Rahmen dieser Zeitschrift gesprengt, hätten wir ein auch nur annähernd zureichendes, ein auch nur annähernd zutreffendes Bild der Zusammenhänge geben wollen, die zum August 1914 und zum September 1939 führten. Wir sollten aber an der Wende dieser beiden Monate, in denen vor 50 und vor 25 Jahren die Brandfackel in die Welt geworfen wurde, der Millionen und aber Millionen von Toten gedenken, die in den beiden Weltkriegen ihr Leben ließen! Die Gedenkrede, die Walter Dirks, der als Freund der Ruhrfestspiele auch unseren Lesern kein Unbekannter ist, auf Einladung der Hessischen Landesregierung zum Volkstrauertag 1963 hielt, kann vielleicht zu einer Verinnerlichung des furchtbaren Geschehens beitragen und so zur Besinnung führen, zu Umkehr und zu Hoffnung.

WALTER DIRKS:

TRAUER - UMKEHR - HOFFNUNG

Den Toten unseres Volkes, derer in dieser Stunde zu gedenken ist, wollen wir die Ehre antun, ehrlich zu sein.

Das beginnt mit dem Zugeständnis unserer Verlegenheit. Wir leben nicht in der Gemeinde der freien Athener oder in der römischen Republik, in der alles, was das Gemeinwesen bewegte, seine große rhetorische Form gewann. Ich denke dabei nicht nur an diese Rede, für die kein Demosthenes und kein Cicero zur Stelle ist, sondern an unsere Feier selbst. Es ist nicht ein spontanes Bedürfnis, das uns hier zusammenführt, es ist nicht das Volk, das zusammenströmt, um klagend und preisend sich zu erinnern. Wir sind hier, weil in einer Republik, die ihres Stils noch nicht völlig sicher ist, ein Gesetz nicht ohne Fragwürdigkeit uns anweist, einem Tag nicht ohne Anstrengung einen Inhalt zu geben, der sonst ein Sonntag wie alle anderen wäre. Aber da es so ist, so wollen wir diesen Tag, seine Anlässe und seinen Inhalt ernst nehmen. Das bedeutet: Wir wollen uns erinnern. Wir wollen von dem Privileg des Menschen Gebrauch machen, das Geschehene, das Ge-

tane, das Erlebte, das Unterlassene uns zu eigen zu machen, es – wie es die Weisheit der Sprache in dem Wort „Erinnerung“ ausdrückt – in unser Inneres zu nehmen und es nun im Wort zu äußern.

Keine Phrasen über die Toten beider Kriege

Der Anlaß sind die Toten zweier Kriege. Ich habe es nicht schwer, mich daraufhin zu kontrollieren, ob mir auch kein Wort entwischt, das sich vor diesen Toten nicht verantworten ließe. Ich brauche mir nur meine Brüder zu vergegenwärtigen, deren einer in Verbindung mit dem ersten Weltkrieg, deren anderer im zweiten sein Leben lassen mußte. Der Überlebende ist es diesen seinen Brüdern schuldig, daß er keine Phrasen über ihren Tod macht. Und nach zwei Kriegen ist wohl jeder einzelne von Ihnen, meine Damen und Herren, in derselben Lage. Rufen Sie Ihre Toten herauf, rufen Sie sie in diesen Saal!

Der Tag, den wir begehen, heißt „Volkstrauertag“, aber das Volk, dessen Einheit hier über 50 Jahre hinweg beschworen wird, ist kein Abstraktum. Es ist eine große Gruppe konkreter Menschen. Es gibt keine Kollektivseele. Das deutsche Volk ist eine Personengemeinschaft. Wir trauern nicht um „das Volk“, sondern um eine freilich unübersehbare Schar von einzelnen, deren jeder einen Vater und eine Mutter hatte, deren jeder leben sollte und leben wollte, und deren jeden Gott bei seinem unverwechselbaren einmaligen Namen gerufen hat. Wir begehen diesen Tag allerdings nicht als einzelne in privater Trauer, sondern als Volk, gemäß dem Appell des Staates, der die Instanz unseres gemeinsamen Handelns ist –, aber auch dieses Volk von 1963, das wir selber sind, ist kein mythologisches „Es“, das als Kollektivsubjekt sein eigenes Bewußtsein und sein eigenes Gewissen hätte, sondern es ist abermals eine Gemeinschaft von Personen, von denen jeder einzelne vergißt oder sich erinnert, von denen jeder einzelne weiß, was 1914 und 1939 geschah, oder es nicht weiß, von denen jeder einzelne seine Mitverantwortung annimmt oder verleugnet. Deshalb steckt in der Verlegenheit des offiziellen Volkstrauertages heute die Konfrontation eines jeden von uns mit jedem Toten von damals.

Volkstrauertag: Begegnung mit den Toten

Vor jedem unserer Toten verantworten wir, was wir heute denken, fühlen und tun. Die heute an vielen Orten zur gleichen Feier zusammenkommen, und wir mit ihnen, sind mit dem Anspruch versammelt, für alle Lebenden dieses Volkes zu feiern und zu trauern. Stellen Sie sich als deren legitimste Vertreter und Beobachter die jungen Menschen vor – nicht die Kinder, die mit unseren Erinnerungen noch nichts zu schaffen haben und im Frieden spielen sollen, wohl aber die Heranwachsenden, welche die Augen aufzuschlagen beginnen, mit dem unausgesprochenen Verlangen, vertrauen zu dürfen und der unausweichlichen Pflicht, mißtrauisch zu sein. Denken Sie an die besten Frauen und Männer unserer tätigen und nüchternen jungen Generation, die vielleicht nicht gerade mit sehr viel Respekt auf



unsere schwarzen Anzüge schauen. Auch sie verdienen, nicht Phrasen zu hören, sondern die Wahrheit. Dieser Volkstrauertag könnte für viele von ihnen ein Stück jener Feier sein, mit der die jungen Menschen in die Welt der Erwachsenen aufgenommen werden, die wir nicht mehr als solche begähen, sondern auf mancherlei Stadien verteilen, auf die Konfirmation und Firmung, die Schulentlassung, das Examen, den Eintritt in die Bundeswehr, die Verlobung. Es sind nicht viele von ihnen unter uns, aber heute sind sie eingeladen, in die Erinnerung unseres Volkes an seine beiden großen Kriege einzutreten, mit uns der Toten zu gedenken, die ihre Opfer waren, sich zu ihnen zu stellen, ihnen ein Stück ihres Herzens zu geben und von ihnen etwas für ihr Herz zu empfangen. Wenn das geschieht, so entsteht Nation, aber wenn so Nation wachsen soll, dann muß es in Wahrheit geschehen.

Menschliche Größe im sinnlosen Geschehen

Ich sprach von den Opfern, nicht von den Helden. Aber es gab Helden unter ihnen. Das ungeheure Geschehen dieser beiden Kriege bestand aus einer unübersehbaren Fülle von einzelnen Situationen, in denen wahrhaftig immer wieder viele einzelne zum Mut, zur Überwindung der Angst, zum freiwilligen Opfer für den Kameraden, selbst zum freiwilligen Opfer des Lebens aufgerufen waren, und viele haben großmütig und großherzig ja gesagt. Das war im Krieg der europäischen Großmächte nicht anders als in dem Weltbrand, den Adolf Hitler entzündete, und es war erst recht so in dem Kampf, den der Widerstand der freien Europäer und Deutschen gegen den Tyrannen führte, in den Wäldern der Partisanen, in den Lagern, in denen er seine Widersacher und die, die er für lebensunwert hielt, zusammenpferchte und zu Tode quälte. Dieser Volkstrauertag ist also auch ein „Heldengedenktag“. Es macht seine innere Spannung aus, daß wir mit Erbitterung und Trauer an Opfer im sinnlosen Geschehen, zugleich aber an menschliche Größe denken. Wir erinnern uns heute an die Frauen und Männer, die mehr taten als das, was sie für ihre Pflicht hielten, die nicht geopfert wurden, sondern sich opferten. Es waren Deutsche, nichtjüdische und jüdische – diesen Unterschied zu machen, zwingt uns das antisemitische Verbrechen –, und es waren – auch im Bereich des deutschen Volkes, das diesen Tag begeht – Ausländer aller Rassen. Ohne das offene und verborgene Heldentum unzähliger einzelner wären diese 50 Jahre zwischen 1914 und 1964 alles in allem ein deprimierender Ablauf eines schlimmen geschichtlichen Schicksals, verbunden mit Versagen, Verbrechen, Schmach und neuer Gefahr. Um der Helden willen und um ihrer kleineren Brüder willen, der Tapferen und Gutwilligen, die ihre Pflicht taten oder auch nur das, was sie für sie hielten, sind wir nicht verstoßen vom Angesicht Gottes. Er hat sich freilich auch der Feigen und der Verbrecher zu erbarmen, aber wir sprechen nicht von Gottes Thron aus, sondern als Menschen, die in dieses unsagbare Elend zweier moderner Weltkriege und einer Diktatur verstrickt sind.

Das eigene Leben an dem ihren messen

Aber darf man so von den Kriegern und von den großen Kriegen sprechen? Nun, was die Krieger betrifft, so berufe ich mich abermals auf meine beiden Brüder. Der ältere wurde während der Ruhrbesetzung auf der Straße von einem betrunkenen Franzosen erschossen, der andere kam gleichfalls auf der Straße um, er starb auf der Flucht der Truppe Hitlers aus dem Kaukasus an einer Lungenentzündung der Erschöpfung. Viele sind so gestorben, nicht im vollen Schwung des Heldentums, sondern ganz anders – ich brauche es Ihnen nicht auszumalen. Trotzdem mag ihre letzte Stunde heldenhaft gewesen sein, wie die jenes älteren Bruders, der uns Versöhnung mit den Franzosen anbefahl, als er im Sterben lag. Wieder anders starben die zu Tode Gequälten und Geschundenen, die am Fleischerhaken Gehenkten von Plötzensee, die Vergasteten und Erschlagenen. Andere Glücklichere starben

mit jenem Elan, der sie trug, starben vielleicht durch ein ganz persönliches Opfer, durch ihre Treue, ihre Loyalität, auch im verbrecherischen Krieg. Wir bewundern sie und ehren sie und preisen sie, und jeder mag selbst sein eigenes Leben an dem ihren messen, sei es, daß sie ihn ermutigen, sei es, daß sie ihn beschämen.

Aber die Kriege selbst – darf man von ihnen so sprechen? Als von dem großen Elend, in das wir uns verstrickt haben? Es ist sehr schwer, als Deutscher behutsam und verantwortlich von ihnen zu reden. Es ist nicht leicht für uns, sagen zu müssen, daß der Verteidigungskrieg der Polen, der Holländer, auch der Russen ein gerechter Krieg gewesen ist, mag man in dem äußerst verwickelten Geflecht der Ursachen und Motivationen auch diesen und jenen Fehler und dieses und jenes Versagen bei Angegriffenen feststellen. Es ist beschämend, sagen zu müssen, daß die Interventionen der Franzosen und der Briten für die Polen so ehrenhaft waren wie unser Verrat der Pakte ehrlos, daß die kriegsentscheidenden Amerikaner nobel das Opfer von Hunderttausenden ihrer jungen Männer auch für unsere Freiheit gebracht haben. Von dem anderen „Krieg“, den nach allerneuester sonderbarer Terminologie Adolf Hitler gegen die Juden führte – und gegen Zigeuner, Kommunisten, Sozialisten und Christen –, will ich vollends schweigen. Um so schlimmer, daß er sich mit dem Weltkrieg vermischte, den neben den Gefolgsleuten und Nachbetern des Verführers auch ein braver Teil unseres Volkes immerhin als einen normalen, möglicherweise sogar gerechten Krieg ansah.

Widerstand und Gehorsam: beide guten Willens

Um so bedeutsamer, daß auch in diesem sinnlosen und ehrlosen Geschehen Großes und Heldisches geschehen ist, auch von gehorsamen Tätern, die nicht nach dem Sinn oder Unsinn ihrer Anwesenheit an der Wolga fragten, wenn sie das Leben ihrer Kameraden wie das eigene gegen die anrollenden russischen Panzer verteidigten. Wir wollen das so wenig vergessen, wie wir vergessen dürfen, daß dieser Krieg Hitlers gegen die halbe Welt und das halbe eigene Volk ein Verbrechen war. Für den Frieden in unserem Volk ist es wichtig, zu erkennen und anzuerkennen, daß es noble Gehorsame wie noble Ungehorsame gab. Es gibt geschichtliche Situationen, in denen die Rechnung nicht logisch aufgehen will. Sie standen widereinander, aber sie konnten beide guten Willens sein. Deshalb verdienen beide Ehre und Ehrenschutz. Deshalb trauern wir heute um beide. Heute freilich, in der Klugheit hinterher, die die menschlichste Form der Klugheit ist, wissen wir und sollen es sagen, daß objektiv die Widerstehenden recht hatten und nicht die Gehorsamen. Dennoch können diese Ungehorsamen reinen Herzens und die Gehorsamen reinen Herzens einander respektieren. Unser Staat beruht darauf. Ein Volkstrauertag, der beider in Ehren gedenkt, kann diesen Staat festigen helfen.

Auch der 1. Weltkrieg belastet mit der Schuld des Versagens

Aber hinter dem zweiten Weltkrieg stand der erste. Vor der Wende des Jahres zum Jahr 1964 ist es angemessen, sich auch diesem halbvergessenen Krieg zuzuwenden, dessen Tote im Gedächtnis nur noch den Älteren von uns gegenwärtig sind. Der erste Weltkrieg wurde gegen die gleichen Feinde geführt wie der zweite, gegen die Franzosen, die Engländer, die Russen, die Amerikaner. Darin liegt die Versuchung einer doppelten Täuschung. Zwar gibt es Zusammenhänge. Zwar hätte ohne den Vertrag von Versailles der Trommler nicht genügend Resonanz gefunden. Aber es ist dennoch eine Täuschung, daß man aus der angenommenen Ehrenhaftigkeit und dem angenommenen Sinn des ersten Weltkrieges auf die Ehrenhaftigkeit und den Sinn seiner Fortsetzung schließt. Neben diesen, die so den zweiten Krieg als die notwendige Folge des ersten, als den fälligen Versuch der notwen-



digen Korrektur seiner Folgen ansehen, stehen andere, die ihn umgekehrt als den letzten ehrenhaften und normalen Krieg gegen den Wahnsinn des zweiten ausspielen. Seine Veteranen scheinen nicht in dem Zwiellicht zu stehen, das bei aller persönlichen Ehrenhaftigkeit die Tüchtigen und Anständigen des zweiten umgibt. Ich denke nicht daran, die Kriegsschuldfrage von 1914 aufzuwerfen. Ich bin kein Historiker, und die wenigsten von uns hier im Saale und draußen sind es. Unterstellen wir der Einfachheit halber, daß sich die Schuld am ersten Weltkrieg auf alle Nationen und viele Schichten und Personen verteilt. Ich bin so wenig Historiker, daß ich erbittert bin über diejenigen unter ihnen, die das Geschehene so darstellen, als habe es sich mit Notwendigkeit vollzogen. Es mußte so kommen, heißt es. Die großen, einander durchkreuzenden Spannungen erzwangen den Krieg. Thomas Mann, der dieses Wort später durch sein Verhalten zurückgenommen hat, meinte damals, in der Stickluft des viktorianisch-wilhelminischen Europa sei der Krieg als die entspannende, befreiende Entladung zu begrüßen. So hat ein bedeutender Mensch den Krieg begrüßt – als ein Abstraktum, als ein großes Drama – und des konkreten Menschen bitteren Tod und noch bittereres Töten vergessen. Ich zweifle nicht, daß alle jene Darstellungen über die Kriegsursachen richtig sind. Nur weiß ich nicht, wie man für sich selbst, für sein eigenes privates Leben, für seine eigene politische Wahl und Entscheidung so etwas wie ein Moment der Freiheit in Anspruch nehmen will, wenn man es für die Menschen von 1914 nicht in Rechnung stellt. Ich sehe nicht ein, wie man den Kairos, die Schicksalsmöglichkeit der ergriffenen, erfüllten Stunde – oder die Alternative des Versagens, sei es der verhängnisvollen Tat, sei es des Unterlassens und Zurückbleibens, für uns gelten lassen will, wenn man für 1914 mit schicksalhaften aus beschreibbaren Ursachen determinierten, also vorherbestimmten Abläufen rechnet. Waren sie Gefangene, und sind wir frei? Wenn aber wir frei sind, ich sage es vorsichtiger: Wenn wir ein Moment an Freiheit ins Spiel bringen können – etwa, indem wir in der Berlin-Politik etwas Bestimmtes wollen und tun, was wir auch bequem und faul unterlassen könnten, indem wir zu unseren Geschäften und Vergnügungen gingen und Berlin Berlin sein ließen, wenn wir uns also als verantwortlich erfahren: – waren unsere Großväter nicht in derselben Lage? Oder sollte es wirklich so sein, daß des Menschen leidenschaftliche oder nüchterne Versuche, den rechten Weg zu finden, nur Scheinfreiheiten sind? Vollzieht sich durch unsere Gedankenspiele, Meditationen, Worte, Taten und Unterlassungen hierdurch ein Schicksal, von dem 50 Jahre später Historiker mit der ihnen eigenen Kühle, die sie wissenschaftliche Haltung nennen, feststellen werden, daß alles akkurat so hat kommen müssen, wie es gekommen ist?

Durch Unterlassung mitschuldig an den sinnlosen Kriegen ...

Mir scheint, wir haben allen Grund, uns gegen solchen Determinismus, gegen diese Vorstellung von der Unausweichlichkeit des Schicksals zu wehren. Freilich wird man diese Verwahrung insofern abwandeln müssen, als in gewissen zugespitzten Konstellationen das unheilvolle Ereignis aus den gegebenen Kräften mit Notwendigkeit und unweigerlich losbrechen kann –, so wie der Blitz sich notwendig entlädt, wenn die Spannungsverhältnisse in der Atmosphäre nun einmal so sind, wie sie sind. Aber zum Unterschied von der Natur, in der man auch das Entstehen der elektrischen Spannungsfelder als streng determiniert ansehen kann, muß man im menschlichen Bereich, wenn man schon die Freiheit der entscheidenden Männer in entscheidenden Stunden völlig leugnen wollte, doch die Freiheit der Millionen von einzelnen Akten vor allem der Meinungsbildung, von Bewußtseinsveränderungen, Antworten, geistigen, seelischen und sittlichen Entscheidungen anerkennen, in denen sich die Kraftfelder bilden. Zuweilen sind es sogar private Entscheidungen, etwa ein Verrat an einem Menschen, der einen auch für die politische Entscheidung schwächt, weil er ihn charakterlos gemacht hat. Wir sind durch den Nationalsozialismus so massiv ins Unglück geraten, daß

viele von uns das Immerhin für ihren Bereich anerkennen. Wir wissen zum Beispiel, daß Herr Müller, als er 1931 „Mein Kampf“ las, schuldig wurde und die Katastrophe mitverursachte, wenn er auf die Herausforderung dieses unmenschlichen Buches nicht mit Nein, sondern mit Ja antwortete, oder mit einem Zögern, das ihn zum Mitläufer prädestinierte. Wir sollten auch wissen, daß wir selbst, wenn wir etwa als bessere Demokraten als Herr Müller nicht aktiv mitwirkten, doch dennoch verantwortlich sind für den Zustand unseres Charakters, der es uns nicht erlaubte, viel aktiver und wirksamer zu widerstehen, als wir widerstanden, sondern uns verführte, die Dinge laufenzulassen. Wenigstens die Ehrlichen wissen sich mindestens durch Unterlassungen mitschuldig oder – noch subtiler – dadurch, daß sie so waren, wie sie waren, daß sie so geworden waren, wie sie geworden waren. Das alles gilt auch für den ersten Weltkrieg. Er war ein Gericht über drei Generationen. Er war als europäischer Bürgerkrieg so sinnlos wie der zweite.

... auch Liberale, auch Sozialisten, auch Christen

Die Erkenntnisse, den Trug zu durchschauen, standen bereit. Goethe hatte gelebt, und Zola hatte gelebt, die Dichtung hatte den vergewaltigten Menschen entdeckt, der Liberalismus und noch mehr der Sozialismus – vom Christentum zu schweigen – enthielten Erkenntnisse, von denen aus der europäische Krieg als sinnlos hätte erscheinen sollen, einerlei, ob er über die österreichische Anwesenheit in Bosnien, das russische Verlangen nach dem Bosphorus, die Hegemonie der Engländer auf den Meeren, die Lebensenge des deutschen Volkes oder worüber auch immer geführt wurde. Daß man nicht voll wußte, wohin der moderne technische Trend führen würde, zur Materialschlacht nämlich, daß man 1914 in dem Modell von 1870 steckenblieb, war Phantasielosigkeit, aber auch Phantasielosigkeit ist Schuld. Die möglichen Kriegsziele keiner Nation standen in einem erträglichen Verhältnis zu den Mitteln, die man ergriff. Und mit diesem Krieg begann die Epoche, die vielleicht in der Weltkatastrophe enden wird. Auch diese Erkenntnis, nicht nur das Jubiläum des kommenden Jahres, verbietet uns, ihn ad acta zu legen. Aber ich habe nicht den Eindruck, daß etwa der deutsche Sozialismus, den man als eine der Schicksalsmächte des deutschen Volkes sehr zu achten hat, je seine Entscheidung vom 1. August gründlich durchdacht, analysiert, bereut und verworfen hat. Das hat er den Unabhängigen und den Spartakusleuten überlassen – tragisch, wenn man sich selbst rechtfertigt, nur weil die Wahrheit in die Hände des Dissidenten und Feindes gefallen ist. Solange wir nicht analysieren – um es wissenschaftlich und zugleich vorsichtig auszudrücken –, solange wir nicht bereuen, um es menschlich und christlich zu sagen, was wir, das heißt, unsere Väter und Großväter und wir selbst als die nachträglichen Rechtfertiger angerichtet haben, ist die Seelenlage nicht zu gewinnen, in der wir mit den Schwierigkeiten unserer Tage in Ehren fertig werden können. So etwas verjährt nicht. Noch heute können Protestanten und Katholiken an der Glaubensspaltung von 1517 schuldig werden, wenn sie trotz aller Erfahrung dessen, was daraus entstand, an den Positionen von 1517 festhalten; sie rechtfertigen. Diese Mahnung gilt, was 1914 betrifft, speziell für die Sozialisten, weil sie 1913 an sich über die Kategorien verfügten, die es erlaubt hätten, den Schein des nationalen Krieges zu durchschauen, und ich sage es gerade in dieser Richtung, weil sie das grüne Holz waren, im Besitz der fortschrittlichen Erkenntnisse. Aber es gilt selbstverständlich auch für die Intelligenz, die Professoren, für viele andere, vor allem für die Kirchen. Was für die Sozialisten galt, hätte auch für die Christen gelten sollen. Einzelne aus allen diesen Gruppen haben damals die Lage klar erkannt und benannt. Also war sie erkennbar. Selbstverständlich gilt jene Kritik nicht nur für die Deutschen, sondern für alle anderen, die durch ihre Herzensträgheit jenen Krieg über uns gebracht haben, der seither die Welt in einen Ort verwandelt hat, dem die Selbstvernichtung droht.



Auch die Helden waren Opfer

Mit einem Wort: Auch die ehrwürdigen Helden des ersten Krieges, auch die tapferen Kinder von Langemarck waren Helden nur so, weil es im zweiten Weltkrieg Helden gab; weil sie, nachdem der Krieg nun einmal eine Realität geworden war, darin das taten, was sie für ihre Pflicht halten mußten, und mehr, weil sie sich für diese Pflicht oder für ihre Kameraden opferten. Aber auch ihr heldisches Opfer war tragisch – und gerade indem sie Helden waren, waren sie Opfer. So ist auch dem scheinbar leichteren Fall gegenüber unsere Lage problematisch. Wir sehen den dunklen Glanz, der jene Helden umgibt. Wir beklagen die Opfer. Wir erkennen in bitterer Nüchternheit, daß auch die Helden Opfer waren.

Späte Mitschuld durch Unbelehrbarkeit

Und wir drücken uns nicht vor der Einsicht in die eigene Mitschuld: Auch unsere Söhne können morgen schuldig am Nationalsozialismus werden, den sie nicht erlebt haben, wenn sie sich mit ihm nachträglich identifizieren. Auch wir sind am Beginn der großen Unmenschlichkeit mitschuldig, wenn wir nachträglich den Krieg von 1914 verharmlosen, als unausweichlich vorherbestimmt erscheinen lassen oder ihn gar glorifizieren und als reinen Krieg dem von den Verbrechen der Nazis befleckten zweiten gegenüberstellen. Verwechseln Sie diesen Appell nicht mit Pazifismus! Der Verteidigungskrieg der Holländer – nehmen wir den eindeutigsten Fall – war ein gerechter Krieg, und es kann auch in Zukunft Situationen geben, in denen partiell Gewalt gegen Gewalt gesetzt werden muß. Die große Weltkatastrophe freilich, der Atomweltkrieg III, ist kaum anders vorzustellen als aus einem vielfältigen Versagen aller, die zu seiner Verhinderung berufen sind.

Heldentum und menschliche Bewährung im Urteil

Etwas von dieser Erkenntnis ist allgemein wirksam. Wir haben nicht umsonst den Heldengedenktag von ehemals durch den Volkstrauertag ersetzt. Trauer ist angemessen. Aber Reue gehört hinzu. Dies ist auch ein Tag öffentlicher Buße. Freilich bleibt er zugleich ein Heldengedenktag. Nachdem so nachdrücklich von Schuld und Buße die Rede war, muß ich es abermals wiederholen: Die Herausforderung hat Helden aufstehen lassen, Helden aus Mißverständnis, wenn die Wahrheit über diese Kriege nicht erkannt war, aber auch wissende Helden im Gefecht, wenn es um die Kameraden und doch auch um die Stellung ging, die gehalten werden mußte, einerlei, ob der Krieg gerecht oder ungerecht, sinnlos oder sinnvoll war. Der Mensch ist ein sonderbares Wesen. Er kann auch in der Unheilsverstrickung sich als Mensch bewahren und bewähren. Er kann auch in der Katastrophe, die er selbst angerichtet hat, ein Held oder ein liebender Diener werden. Nur darf man beides nicht auseinanderreißen. Man kann nicht den Helden grüßen und über die Opfer trauern, ohne zugleich das geschichtliche Gericht über sich selbst zu vollziehen. Bitte verstehen Sie mich so: Nicht als Ankläger, sondern als Mitbereuender, der sich mitschuldig weiß an der ersten und an der zweiten Katastrophe, weil er nicht der war und ist, der er von Gott her hätte werden sollen. Ich kann mich nicht rechtfertigen. Keiner kann es. Es wäre arrogant, ohne Not von anderen zu verlangen, was man selbst nur unvollkommen leistet, aber der Anlaß zwingt zur Ehrlichkeit.

Nicht Rechtfertigung, sondern Besinnung

Der Anlaß zwingt zu sagen: Rechtfertigt euch nicht! Alles, was ich zu sagen habe, läßt sich in diesem Satz zusammenfassen: Rechtfertigt euch nicht! Indem ihr euch rechtfertigt, werdet ihr mitschuldig. Freilich dürfen wir auch geduldig mit uns selbst sein. Nicht Selbstzerknirschung ist geboten, sondern eine Verbindung des absoluten Anspruchs an uns selbst mit der Geduld und Nachsicht mit uns selbst – eine Besinnung, deren Ergebnis die Bereitschaft zur Wandlung und der Humor sein wird, in dem wir mit unserer Un-

Die Toten des Ersten Weltkrieges 1914-1918	Deutschland ..	1 808 000	Die Toten des Zweiten Weltkrieges 1939-1945	Sowjetunion ...	20 000 000
	Rußland	1 700 000		Deutschland	6 800 000
	Frankreich ...	1 385 000		Polen	5 900 000
	Österreich	1 200 000		Jugoslawien	2 000 000
	Großbritannien	947 000		Frankreich	600 000
	Italien	460 000		USA	466 000
	Türkei	325 000		Rumänien	460 000
	USA	115 000		Italien	410 000
	Übrige Länder			Großbritannien ..	388 000
	mehr als	2 000 000		Tschechoslowakei	365 000
				Ungarn	320 000
				Niederlande	210 000
				Griechenland	160 000
				Ostasiat. Länder	
				mit Japan	13 000 000
				Übrige Länder	
				mehr als	3 000 000

Allein in den Konzentrationslagern kamen mehr als fünf Millionen Juden und etwa eine Million Deutsche und Angehörige anderer Völker um.

Anmerkung: Die Angaben über den Ersten Weltkrieg entnahmen wir: Ploetz „Auszug aus der Geschichte“, die über den Zweiten Weltkrieg: Arntz „Bilanz des Zweiten Weltkrieges“.

zulänglichkeit fertig werden – eine wahrhaft nicht einfache Verbindung. Aber man kann der vielen armen Toten der beiden Weltkriege und der geschundenen Opfer der Diktatur, der wehrlosen Opfer und der tapferen Helden nun einmal nicht anders gedenken, als daß man seinen Teil an der gemeinsamen Schuld gewissenhaft und mühsam auf sich nimmt.

Wahrheit macht frei!

Das ist auch die Voraussetzung für den Neubeginn. Nur so kann wirklich alles geschehen, was aus brennendem Herzen und in der Nüchternheit des realistischen Kopfes geschehen kann, um die Wolken so zu entladen, daß sich die Spannung nicht zum drittenmal im zerstörenden Blitz entlädt. Die Wahrheit macht nüchtern, und die Wahrheit macht frei. Je entschiedener und klarer wir ohne Wehleidigkeit mit uns ins Gericht gehen, jeder in seinem eigenen Gewissen, um so aktionsfähiger und souveräner werden wir für unsere Zukunft. Der Volkstrauertag scheint sich der Vergangenheit zuzuwenden. Aber so verstanden, hat er einen ebenso tiefen Sinn in der Hinwendung zu unserer Zukunft. Wir leben in einer bestürzend großartigen Zeit vor der Alternative der Vernichtung oder großer Möglichkeiten für die ganze Menschheit.

Umkehr und Hoffnung

Zur Trauer, zur Ehrung der Helden, zur Selbsterkenntnis und Umkehr tritt die Hoffnung: das Zutrauen zu uns selbst, zu unseren Kindern und zur Solidarität aller Solidarischen in allen Völkern. Wir Deutschen haben es besonders schwer. Wir haben eine unglückliche Geschichte, mit der nicht leicht ins reine zu kommen ist. Aber auch in unserer Situation waltet kein Fatalismus. Wir sind dazu aufgerufen, das nächste Halbjahrhundert besser zu bestehen als das letzte. Nichts hindert uns, in der Hoffnung, die nicht die Vorausberechnung des zukünftigen Guten, sondern eine wirkliche Kraft ist, zu hoffen, daß wir das fertigbringen werden, wir und alle Völker, die diese schwere Bewährungsprobe zu bestehen haben. So fasse ich zusammen: Ehre den Helden, Trauer den Opfern, uns allen die Umkehr und die Hoffnung. Wird diese heikle und schwierige Stunde so verstanden, dann ist sie eine redliche Stunde, die ihre Frucht bringen kann.



**GEFAHR
ERKANNT-
GEFAHR
GEBANNT?**

NEIN!

Eine erkannte Gefahr ist erst dann gebannt, wenn sie auch aus dem Weg geräumt ist. Deshalb gilt immer: Auf das Erkennen der Gefahr muß der entscheidende zweite Schritt folgen, der sie beseitigt und damit bannt.

...süß, heiß und schwarz

Selim Ural stammt aus Adazapary, einer Stadt in der Provinz Anatolien. Er ist Türke, aber er lebt seit September 1963 in Hohenlimburg, wo er bei den Hoesch Walzwerken als Kranführer arbeitet. Selim Ural ist einer von 85 türkischen Gastarbeitern, die in unserem Hohenlimburger Werk beschäftigt sind. Zusammen mit 42 Landsleuten lebt er in einem vom Betrieb eingerichteten Wohnheim. Dort sahen wir ihn im Januar 1964 zum erstenmal. Er stand am späten Nachmittag im Eingang, hielt einen Topf mit dampfender Suppe in beiden Händen und wartete ungeduldig, daß die Sonne unterging. Erst dann durften er und seine Landsleute, die dem mohammedanischen Glauben angehören, und die Fastenzeit einhalten, wieder essen. Selim Ural läßt sich auch im fremden Land seine Gewohnheiten nicht nehmen. Vielleicht ist es gerade das, was ihm die Fremde erträglich macht. Und in unserem Wohnheim kann er wirklich so leben, wie er es zu Hause gewohnt ist – außerdem ist er mit Landsleuten zusammen, die ihm das Heimweh vertreiben helfen.

Bilder von Istanbul an den Wänden

Das Wohnheim der Türken liegt gegenüber der neuen Lehrwerkstatt an der Oegerstraße, die von Hohenlimburg nach Letmathe führt. Im unteren Stockwerk, im wohnlich eingerichteten Aufenthaltsraum, sitzen die türkischen Gastarbeiter, hören Radio Ankara und lassen sich so über alles unterrichten, was zu Hause geschieht. Hier werden fünf bis sechs Seiten lange Briefe geschrieben, wie es etwa Sacit Isikönder täglich tut, und hier wird die Post von zu Hause empfangen. Hier wird gegessen, Deutsch gelernt, und hier werden zur Balalaika alte Nationaltänze getanzt.

Gute türkische Küche

Die Türken arbeiten in Wechselschicht, genau wie ihre deutschen Kollegen. In der Küche duftet es deshalb morgens und nachmittags nach Olivenöl, Pfeffer, Paprika und Zwiebeln. Zu den

1 Meister Josef Popke zeigt Zayim Saygieder, wie die einzelnen Federtelle zusammenzulegen sind. Der junge Türke stammt aus Istanbul und hat Schlosser gelernt. Drei Jahre will er in Deutschland bleiben und sich dann zu Hause selbständig machen

2 Ahmed Acar arbeitet an der Stanze im Federnwerk. Als gelernter Elektriker will er sich in der Heimat elektrische Meß- und Prüfgeräte kaufen. Er ist unverheiratet und 25 Jahre alt



scharfen türkischen Gerichten, die auch dem deutschen Gast schmecken, wird an Stelle der Kartoffeln Weiß- oder Graubrot gereicht. Heiß, süß und schwarz ist der Mokka nach der reichlichen Mahlzeit. Und wer als Deutscher bei den Türken eingeladen ist, staunt über ihre Gastlichkeit.

Sparen, um zu Hause besser zu leben

Die türkischen Gastarbeiter wollen bei uns vor allem sparen, um später daheim besser leben zu können. Nach zwei bis drei Jahren in Deutschland kaufen sie einen Traktor oder einen zwölf-sitzigen Bus, mit dem sie sich in der Türkei eine Existenzgrundlage schaffen. Sparen ist für sie auch dann noch möglich, wenn sie eine Familie haben, der sie monatlich 150 DM überweisen. Das reicht – wie unsere Gastarbeiter sagen – durchaus, denn für drei türkische Pfund, die etwa einer DM entsprechen, gibt es in ihrer Heimat fünf Pfund Brot und für 2,50 DM ein Pfund Fleisch.

Husyin Yavanoglu aus Sivas, einer Stadt mit 52300 Einwohnern, ist beispielsweise gelernter Schuhmacher. Er ist verheiratet und hat eine Tochter. Bisher nähte er jeden Tag ein Paar Schuhe. Zwei Jahre will er bei uns bleiben, um mit etwa 7000 gesparten Mark eine Schuh-nähmaschine zu kaufen, mit der er täglich zehn Paar Schuhe herstellen kann.

Zwanzig unserer türkischen Gastarbeiter, die im Heim wohnen, kommen aus der Hauptstadt des Landes, Istanbul. Nur zwei von ihnen kannten sich, bevor sie nach Hohenlimburg kamen. Ilham Tasöz hätte bisher in einem Geschäft Hemden verkauft. Jetzt steht er an der Bandstraße im Warmwalzwerk. Er spart für eine Hemdenbüge- und eine Knopflochmaschine. Ilham Tasöz will in einem halben Jahr deutsch verstehen können.



2



Mit den Wörtern, die unsere Gastarbeiter im Werk vor Unfällen warnen, mit Zahlen, mit Ausdrücken für Gewichte und Maße begann der Deutschunterricht, von Ayhan Buharali erteilt, der vor vier Jahren als Austauschstudent nach Deutschland kam, in unserem Hohenlimburger Werk als Praktikant arbeitete und schließlich ins Federnwerk zurückkehrte. Ayhan Buharali ist heute überall dort, wo türkische Gastarbeiter neu eingewiesen werden, übersetzt die Anordnungen des Meisters oder des Vorarbeiters aus dem Deutschen ins Türkische und hilft, wo er nur kann. Er ist zugleich Dolmetscher und Betreuer, füllt Formulare aus und gibt Auskunft, wo man in Hohenlimburg einkaufen, tanzen und Sport treiben kann. Er selbst gehört zu der acht Mann starken Ringer-Nationalmannschaft seines Landes und beweist durch seine eher zarte als muskulöse Figur, daß dieser Sport vor allem Geschicklichkeit verlangt.

Ayhan Buharali erzählt, daß die türkischen Kinder mit sieben Jahren zur Schule kommen. Nach fünf Jahren Volksschule besucht jeder dritte Türke drei Jahre die Mittelschule. Wer wie Selim Ural schon mit zwölf Jahren in die Schlosserlehre kommt, die fünf Jahre dauert, geht zusätzlich in die Berufsschule. Selim Ural gehört zu den Türken, die in unserem Hohenlimburger Werk an einem Kranführerlehrgang teilnahmen. Heute fährt er einen Kran im Warmwalzwerk und spart für einen Traktor, der seinem Vater auf dem Lande die Arbeit erleichtern soll.

Nach einiger Zeit werden die Türken, die heute im Wohnheim der Hohenlimburger Walzwerke leben und von denen wir berichteten, wieder in ihre Heimat zurückkehren. Wünschen wir ihnen, daß dann alle Pläne und Vorhaben so in Erfüllung gehen, wie sie es sich heute vorstellen.



1 Ayhan Buharalioglu (links) übersetzt seinen Landsleuten über eine Simultananlage den Unterricht für Kranführer. Auf unserem Bild von links nach rechts Ayhan Buharalioglu, Vehbi Kuralar, Ahmed Onur, Fehmi Lenocak, Minas Seropyan und Selim Ural

2 Hoffentlich ist etwas für mich dabei, denkt jeder Türke, wenn Bruno Kirsche morgens die Post verteilt. Auf unserem Bild v.l.n.r. Sadik Karaoglu, Sacit Isikönder, Sadettin Akin, Fehmi Cankay und Ilhan Tasöz

3 Türkische Zeitungen und Zeitschriften auf dem Tisch, eine Tasse türkischen Mokka dazu und ein Zug aus der Wasserpfeife – so fühlen sich unsere türkischen Mitarbeiter im Aufenthaltsraum ihres Heimes wohl. Vorn links Sadik Karaoglu, daneben Fehmi Cankay, Ilhan Tasöz und Kemal Sarigül

4 So tanzen sie in der Türkei – und in Hohenlimburg in ihrem Heim. Von links nach rechts: Nuri Balta, Fehmi Cankay, Ayhan Buharalioglu, Sadik Karaoglu, Kemal Sarigül und Sadettin Akin



3







Einer,
der
für
viele
steht

Menschen
wie
du
und
ich

Der Schmied

In dieser Aufsatzreihe stellen wir unseren Lesern aus der Vielzahl der in unseren Werken und Verwaltungen ausgeübten Berufe und Tätigkeiten Menschen vor, die stellvertretend für ihre Arbeitskollegen stehen. In unserer Reihe erschienen bisher der Hochöfner (1/64), der Hauer (2/64), die Laborantin (3/64), der Ausbilder (4/64), der Seilermeister (5/64), die Stenotypistin (6/64), der Betriebsdirektor (7/64) und der Elektrohauer (8/64).

Einmal, zweimal und nach einer knappen Pause noch zweimal schlägt der Schmiedehammer zu. Mit kurzem, hartem Knall trifft er den glühenden Stahl. Nach dem vierten Schlag dreht sich der Schmied zur Presse: an langer Zange übergibt er das ausgeschmiedete Stück und holt im Rückschwing von der Reckwalze einen neuen Rohling. Wieder knallt der Hammer den Stahl ins Gesenk, wieder reicht ihn der Schmied zur Presse und greift zum nächsten Rohling... So wird alle 20 Sekunden ein handlanges Stück Rundstab zu zwei aneinanderhängenden Pleuelstangen. Am Ende der Schicht sind 1150 Stück oder 2300 Pleuelstangen fertig – vorgewärmt vom Ofenmann, gereckt vom Reckwalzer, geschmiedet vom Schmied und abgegratet, gerichtet und gelocht vom Pressenmann.

Im Kreis der vier

Ofenmann, Reckwalzer, Schmied und Pressenmann gehören zusammen. Sie sind eine der vielen Vierer-Kolonnen in der großen Schmiedehalle der Schmiedag. Ihren Arbeitstakt eröffnet der Ofenmann. Aus dem von grünen Flammen umloderten Mundstück des Stoßofens zieht er die auf 1100 Grad erhitzten Rundstabstücke. In einer geneigten Rutsche gleiten sie zum Reckwalzer, der Stück für Stück viermal durch die formenden Walzen zieht und dann dem Schmied übergibt.

Willi Fischer ist der Schmied unseres Kreises. Mit der armlangen Zange bettet er das vorgeformte Stück in die „Vorschmiede“, eines der beiden Gesenke in seinem Öldruckhammer. Dann löst er über einen Fußhebel den Hammer zweimal aus. Nun hebt er das Schmiedestück in das zweite Gesenk, die sogenannte „Fertigravur“. Nach wieder zwei Schlägen sind die Pleuel fertig, und Willi Fischer reicht sie zur Presse.

Sicher und gleichmäßig sind die Bewegungen des Schmiedes. Seine Griffe sitzen wie im Schlaf, und doch liegt gespannte Aufmerksamkeit auf seinem schweißnassen Gesicht. Ist die Temperatur des vorgewärmten Stückes hoch genug? Ist das Schmiedestück sauber, das nach jedem Hammerschlag blitzschnell hochgehoben werden muß, damit die Schlacke abfliegt? Haben sich Ober- und Unterteil des Gesenks gegeneinander verschoben? Schon

zwei bis drei Zehntel Millimeter Abweichung erkennt Willi Fischer mit dem bloßen Auge. 50 Minuten sind vergangen, in denen immer wieder von neuem der glühende Stahl im Kreis der vier von Hand zu Hand wanderte. Nun muß neues Material in den zischenden Stoßofen eingebracht werden. Gemeinsam „drehen“ die vier es hinein, dann haben sie gut fünf Minuten Zeit zum Verschnaufen, bis das erste Stück wieder hellrot glühend in die Rutsche fällt...

Von der Bundesbahn zur Schmiedag

Acht Jahre lang arbeitet Willi Fischer schon in der Schmiede. Der Lärm der Hämmer, Pressen und Öfen ist ihm vertraut wie die Hitze, die im Sommer 50 Grad oft übersteigt. Als 23-jähriger ist der gebürtige Hagener zur Schmiedag gegangen. Zuvor war er bei der Bundesbahn beschäftigt gewesen. Schon sein Vater war Lokführer, und so wollte auch er zur Bahn. Die mittlere Beamtenlaufbahn war sein Ziel; also nahm er als Jungwerker die Arbeit auf. Doch 1956, als er schon die Vorprüfung zum Bahnassistenten bestanden hatte, beschloß er, den Beruf zu wechseln. Der wichtigste Grund waren die häufigen Nacht- und Sonntagsschichten, die bei der Bahn notwendig sind und an die er sich nicht gewöhnen konnte und wollte.

So kam Willi Fischer zur Schmiedag, bei der er schon während der Anlernzeit seine geschickte Hand bewies: Nur vierzehn Tage dauerte die vielseitige Unterweisung, während der er einen Überblick über die meisten Maschinen eines Schmiedebetriebs erhielt. Danach sammelte er als Hammerführer zwei Jahre lang alle notwendigen Erfahrungen, bis er selbst als Schmied vor den eigenen Hammer trat.

Heute ist Willi Fischer, was die Arbeit angeht, ein alter Hase, der sich überall gut auskennt und häufig dorthin geholt wird, wo Not am Mann ist. Aber nicht nur die Vorgesetzten, sondern auch die Kollegen merkten bald, daß der junge Schmied – der Lehrgänge über Unfallverhütung, Arbeitsrecht und Arbeitsstudien besuchte – mehr als das übliche Interesse für seine Arbeit und die Mitarbeitenden aufbrachte. So wählten sie ihn in den Betriebsrat, in dem er seit nunmehr vier Jahren tatkräftig mitwirkt.

Am Vormittag aber – oder am Nachmittag, je nachdem, ob er Morgen- oder Mittagschicht hat – ist Willi Fischer mit seiner Frau und seinem anderthalbjährigen Sohn Rolf bestimmt im Strandbad oder an der Ruhr zu treffen. Nur am Sonnabend schwimmt er nicht, da steht er nämlich als linker Verteidiger der Werksmannschaft auf dem Fußballplatz.



Seit acht Jahren arbeitet Willi Fischer an den Gesenkschmiedehämmern der Schmiedag, seit seiner Jugend ist er begeisterter Fußballer: in der Werksmannschaft ist er linker Verteidiger

Auf dem Weg zur Freiheit des Arbeitsplatzes



Verwaltungsrat Ahl, der Leiter der Dortmunder Arbeitsvermittlung, berichtet in dem folgenden Aufsatz über die von nationalen Grenzen unbehinderte freie Wahl des Arbeitsplatzes, die schon vor 1914 bestand und die heute – 50 Jahre später –

innerhalb der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft fast wieder erreicht ist.

Die heute innerhalb Europas angestrebte Freizügigkeit der Arbeitskräfte, die ein wesentlicher Punkt der europäischen Einigungsbemühungen ist, war vor 1914 selbstverständlich. Der gewaltige Auswandererstrom des 19. Jahrhunderts, der den amerikanischen Kontinent bevölkerte und die Voraussetzung für seinen Aufstieg schuf, floß ungehindert von Europa über den Ozean. Polnische Arbeitskräfte, die die wirtschaftliche Entwicklung des Ruhrgebiets – besonders des Bergbaus – wesentlich förderten, strömten frei von Osten nach Westen. Ungehindert zogen bis zum ersten Weltkrieg auch junge deutsche Kaufleute und Techniker in die Welt, erweiterten ihre Kenntnisse, sammelten Erfahrungen und stärkten die aufblühende deutsche Exportwirtschaft. Am mächtigsten schwoll der Strom deutscher Auswanderer in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts an. Jährlich verließen zwischen 1881 und 1890 durchschnittlich 134 000 Deutsche ihre Heimat. Im folgenden Jahrzehnt waren es jährlich rund 28 000.

Eine Million ausländische Arbeitskräfte vor 1914 in Deutschland

Umgekehrt ergab die Berufszählung im Jahre 1907, daß insgesamt 486 000 Ausländer ständig in Deutschland beschäftigt waren. Davon entfielen allein auf Industrie und Bergbau 441 000. Von diesen Ausländern waren 125 000 im Baugewerbe, 89 000 im Bergbau, in Steinbrüchen und 77 000 in der Schwerindustrie tätig. Daneben beschäftigte die Landwirtschaft jährlich rund 433 000 ausländische Arbeitnehmer, für die eine Karenzvorschrift bestimmte, daß sie zumindest in der Zeit vom 15. Dezember bis zum 1. Februar das Deutsche Reich zu verlassen hatten.

Die ausländischen Arbeitnehmer zählten mithin annähernd rund eine Million Menschen. Wenn man unterstellt, daß das ehemalige Deutsche Reich vor 1914 etwa 13 Millionen Beschäftigte gehabt hat, dann lag der Ausländer-

anteil bei 6,7 v. H. Wenn die Bundesrepublik Deutschland heute diesen Ausländeranteil erreichen wollte, müßte die Zahl der ausländischen Arbeitnehmer von den tatsächlich beschäftigten 950 000 auf 1,4 Million steigen.

Eine besondere Arbeitserlaubnis brauchten ausländische Arbeitnehmer damals nicht. Schwierigen Situationen versuchte man über die polizeiliche Aufenthaltserlaubnis oder in besonderen Fällen über diplomatische Vorstellungen Herr zu werden.

Nach dem ersten Weltkrieg schien die Welt plötzlich eng und überfüllt

Die liberale Epoche eines weltweiten Arbeitsmarktes, in der sich der einzelne den ihm beliebigen Arbeitsplatz frei suchen konnte – wenn es ihm nur gelang, die Entfernung zu überbrücken –, wurde mit dem ersten Weltkrieg jäh beendet. Die Welt, die vorher so weit erschienen war, daß sie fast überall Menschen aufnehmen konnte, erschien auf einmal eng und an vielen Orten überfüllt. Die Entlassung der Massenheere und die hieraus entstehende Aufgabe, plötzlich viele Menschen in einer Wirtschaft unterzubringen, die sich erst wieder von Kriegs- auf Friedensproduktion umstellen mußte, das durch den Krieg aufgeputschte Mißtrauen der Völker untereinander sowie die durch Revolution und Gebietsabtretungen verursachten Wanderungsbewegungen waren die wesentlichen Ursachen für diese Erscheinung. Die Folgen waren überall in der Welt nationale Maßnahmen, um die zwischenstaatliche Wanderung zu überwachen und zu steuern. Sie erfolgten fast durchweg unter zwei Gesichtspunkten: einem polizeilichen – um den Zuzug krimineller, politisch unerwünschter oder fürsorgebedürftiger Personen zu verhindern – und einem arbeitsmarktpolitischen, der dem Schutz der einheimischen Arbeitskräfte vor ausländischen Konkurrenten galt.

Von all diesen Schwierigkeiten wurde Deutschland besonders stark betroffen. Es war ein Gebot der Zeit, den völlig zerrütteten Arbeitsmarkt wieder unter Kontrolle zu bekommen. Dabei folgte Deutschland anderen europäischen Ländern und räumte zunächst den nationalen Arbeitskräften das Recht auf freie Arbeitsplätze ein. Die Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte wurde durch zwei Verordnungen aus den Jahren 1922 und 1923 geregelt. Ausländischen Arbeitskräften wurde nur dann die „Erlaubnis zur Arbeitsaufnahme“ in Deutschland gegeben, wenn hiergegen aus der Sicht des Arbeitsmarktes keine Bedenken bestanden, das heißt, deutsche Arbeitskräfte nicht benachteiligt wurden.

Aber auch die Auswanderung wurde bei grundsätzlich bestehender Auswanderungsfreiheit (Art. 112 der Weimarer Verfassung) insofern überwacht, als sie genehmigungspflichtig war und beaufsichtigt wurde. Neben den allgemeinen Auswanderungsschutzvorschriften wurde für Arbeitskräfte in einer Verordnung vom 4. Oktober 1923 eine Sondervorschrift geschaffen, die die einheimischen Arbeiter vor bedenklichen ausländischen Stellenangeboten schützen und zugleich verhindern sollte, daß der deutschen Wirtschaft die von ihr selbst benötigten Fachkräfte entzogen wurden.

Zuerst gingen Deutsche ins Ausland, dann kamen die Ausländer zu uns

Nach 1918 stand also die Ein- und Auswanderung unter staatlicher Aufsicht, und daran änderte sich nichts bis zum Ende des zweiten Weltkrieges, als – neben echten Auswanderern – viele Menschen ein zeitlich begrenztes Arbeitsverhältnis jenseits der deutschen Grenzen eingingen: die Besatzungsmächte warben deutsche Arbeitskräfte für Dienstleistungen außerhalb Deutschlands. Auf Grund dieser Vereinbarungen wurden zum Beispiel 32 000 deutsche Arbeitskräfte nach Frankreich vermittelt. Man suchte vor allem Landarbeiter und Landar-



beiterinnen, Bergbaukräfte, Metallarbeiter, Bauarbeiter und nicht zuletzt Hausgehilfinnen. 1951 sind allein aus Berlin 5000 und aus Hamburg 2000 deutsche Arbeitskräfte nach Australien vermittelt worden. Auf Grund einer im Februar 1952 abgeschlossenen Vereinbarung mit der belgischen Regierung zogen 800 deutsche Arbeitskräfte aus den bergbaufernen Gebieten Bayerns und Schleswig-Holsteins in den belgischen Bergbau. Auch weitere europäische Länder suchten deutsche Arbeitskräfte. England, die Schweiz, Schweden und Luxemburg warben insbesondere Hausgehilfinnen an. Die Schweiz beschäftigte 80000 deutsche Arbeitskräfte. Nur wenigen ist bekannt, daß sich unter ihnen etwa 30000 deutsche Hausgehilfinnen befanden, oder anders ausgedrückt: zeitweilig waren 43 v. H. aller in der Schweiz beschäftigten Hausgehilfinnen Deutsche. Umgekehrt wurde es erforderlich, etwa vom Jahre 1958 ab, den Krätemangel der voll- oder sogar überbeschäftigten Wirtschaft der Bundesrepublik durch ausländische Arbeitnehmer über zwischenstaatliche Vereinbarungen mit Italien, Spanien, Griechenland und der Türkei zu lindern. Allein durch diese Vereinbarungen sind bisher 660000 Ausländer aus den vier Anwerbeländern zu uns nach Deutschland gekommen.

Den ersten Schritt machte der Europäische Wirtschaftsrat

Mit der aufblühenden Wirtschaft in den Ländern Westeuropas und dem Wachsen des europäischen Gedankens setzten sich allmählich diejenigen Vorstellungen durch, die die nationalen Grenzen zu überwinden suchten. So forderte der Europäische Wirtschaftsrat – OEEC – in Artikel 8 des „Abkommens über die Organisation für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit“ vom 16. April 1948 die vertragschließenden Parteien auf, Vollbeschäftigung für das eigene Volk anzustreben und dabei auch auf Arbeitskräfte zurückzugreifen, die in einem anderen vertragschließenden Land zur Verfügung stehen. Gegenseitige Abmachungen sollten den Weg der Arbeiter erleichtern und sicherstellen, daß diese in wirtschaftlich und sozial befriedigenden Verhältnissen untergebracht würden. Ganz allgemein wollten die vertragschließenden Mächte gemeinsam die Hindernisse beseitigen, die der Freizügigkeit im Wege standen.

Die Bemühungen der OEEC waren die ersten Schritte auf dem Wege einer Liberalisierung der europäischen Arbeitsmärkte, und alle späteren Regelungen der Montan-Union oder EWG nahmen diesen Beschluß zum Vorbild.

Im Montan-Bereich fielen alle Schranken

Mit Wirkung vom 1. Januar 1956 trat die Bundesrepublik Deutschland dem „Vermittlungssystem der Westeuropäischen Union“ bei. Die-

ses System beruht auf der Zusammenarbeit der jeweiligen nationalen Arbeitsverwaltungen, die einzelnen Arbeitnehmern, die im Ausland arbeiten möchten, durch ihre amtlichen Arbeitsvermittlungsstellen helfen.

Die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS – Montan-Union) hat in ihrem Vertragswerk dann erstmalig für bestimmte Fachkräfte alle Schranken beseitigt, die bis dahin noch bestanden. In dem Vertrag haben sich die Mitgliedstaaten Frankreich, Niederlande, Belgien, Luxemburg, Italien und die Bundesrepublik Deutschland verpflichtet, für Facharbeiter und Angestellte des Bergbaus und der Stahlindustrie alle Beschäftigungsbeschränkungen zu beseitigen.

Die Montan-Union besteht seit 1952, doch nur sehr wenige Fachkräfte haben im Montan-Bereich von der neu gewährten Freiheit Gebrauch gemacht. Die Gründe sind in der Ortsgebundenheit mitteleuropäischer Familien zu suchen, aber auch darin, daß im Montan-Bereich kein großes Lohngefälle besteht, das Anreiz zu einem Arbeitsplatzwechsel geben könnte. Nicht zu verkennen ist auch, daß die betrieblichen Sozialleistungen gerade des Bergbaus und der eisenschaffenden Industrie die Arbeitskräfte stark an den Betrieb binden.

Völlige Freizügigkeit innerhalb der EWG bis 1969

Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) hat sich zum Ziel gesetzt, die Volkswirtschaften der sechs beteiligten Staaten zu einem umfassenden europäischen Binnenmarkt zusammenzufassen. Sie strebt an, das Wirtschaftsleben harmonisch zu entwickeln, die Wirtschaft beständig und ausgewogen auszuweiten und die Lebenshaltung anzuheben. Nach Art. 48 des Vertrages über die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft soll bis zum Ende der Übergangszeit die Freizügigkeit aller Arbeitnehmer innerhalb der Gemeinschaft hergestellt werden: Einreise, Aufenthalt und Beschäftigung können lediglich noch aus Gründen der öffentlichen Ordnung, Sicherheit und Gesundheit beschränkt werden.

Schon jetzt – in der vertraglich vorgesehenen Übergangszeit – gibt es für Arbeitnehmer der Mitgliedstaaten bei der Arbeitsaufnahme in

einem anderen Land der Gemeinschaft wesentliche Erleichterungen. So wird in einer Verordnung des EWG-Ministerrats vom 7. Februar dieses Jahres festgelegt:

Jährlich wird ein Bericht über die Lage auf den Arbeitsmärkten der Gemeinschaft erarbeitet. Er soll den Mitgliedstaaten vor allem ermöglichen, in ihrer Beschäftigungspolitik die Lage auf dem Arbeitsmarkt der übrigen Mitgliedstaaten zu berücksichtigen und freie Stellen, soweit möglich, mit Vorrang durch Staatsangehörige der Mitgliedstaaten zu besetzen.

Zugewanderte Arbeitskräfte aus EWG-Staaten werden nicht mehr nach vier, sondern schon nach zwei Jahren den Inländern gleichgestellt.

Das bestehende Recht des Arbeitnehmers, den Ehegatten und die minderjährigen Kinder nachzuholen, wird auf sämtliche Familienangehörige in aufsteigender und absteigender Linie ausgedehnt, wenn der Arbeitnehmer ihren Lebensunterhalt gewährt. Voraussetzung ist allerdings, daß der Arbeitnehmer über eine normalen Anforderungen entsprechende Wohnung verfügt.

Nach dem aktiven Wahlrecht für die Betriebsräte erhielten Arbeitnehmer der EWG-Staaten auch das passive Wahlrecht, sofern sie drei Jahre dem gleichen Betrieb angehören.

1969, in fünf Jahren, ist die im Vertrag über die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft vorgesehene Übergangszeit abgelaufen; dann soll jeder Arbeitnehmer, ob Facharbeiter, ungelernter Arbeiter oder Angestellter Wohnsitz und Arbeitsplatz in den Ländern der Gemeinschaft frei wählen können.

Zurückblickend könnte man geneigt sein, von einer Rückkehr der Zustände vor dem ersten Weltkrieg zu sprechen. Damit würde man aber nicht der sozialen Seite gerecht. Die Freiheit um die Jahrhundertwende war weitgehend mit sozialer Unsicherheit verbunden, besonders beim Überschreiten der Landesgrenzen. Die Freiheit, künftig innerhalb der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft Wohnsitz und Arbeitsplatz zu wechseln, ist dagegen eingebettet in ein System sozialer Sicherheiten, die dem einzelnen alle Versicherungsrechte und Leistungen erhalten werden.



◀ Bis zum ersten Weltkrieg konnte jedermann wohnen und arbeiten, wo er wollte. Davon zeugte auch der Strom deutscher Auswanderer, der zwischen 1881 und 1890 nicht weniger als 134000 Menschen im Jahr umfaßte

► Fast eine Million Gastarbeiter sind in der Bundesrepublik beschäftigt: Das Recht, den Arbeitsplatz frei zu wählen, ist in den meisten europäischen Ländern wiederhergestellt und überdies eingebettet in ein System sozialer Sicherheiten. Unser Bild zeigt in unseren Schulräumen auf Schacht Carl spanische Bergarbeiter beim Deutschunterricht

SIND SPANNUNGEN
UNVERMEIDLICH?

Unsere Aufsatzreihe „Menschen im Betrieb“ begann mit dem Thema „Führen ist eine Kunst“ (1/1964), dem die Aufsätze „Auch Mitarbeiten ist eine Kunst“ (2/1964), „Ein Neuer kommt“ (3/1964), „Mitarbeit ist Zusammenarbeit“ (4/1964), „Diese Jugend heute...!“ (5/1964), „Mitdenken im Betrieb“ (6/1964), „Anweisen – Kontrollieren – Beurteilen“ (7/1964) und „Information im Betrieb“ (8/1964) folgten. In diesem Heft setzen wir die Reihe mit dem Bericht „Sind Spannungen unvermeidlich?“ fort.

Bestimmt gibt es kein Werk, kein Büro, kein Ministerium, kein Kaufhaus, kurz: keine Arbeitsstätte, wo es Streitereien und Reibereien nicht gibt. Freilich, Unterschiede im Ausmaß der Spannungen bestehen, und diese Unterschiede entscheiden, ob uns ein Arbeitsplatz angenehm oder weniger angenehm erscheint.

Woran liegt es eigentlich, daß Spannungen nie ganz auszuschalten sind? Sind die Menschen so unverträglich? Liegt es an den Vorgesetzten? An der Arbeit? Liegt es an der Geschäftsleitung oder am Lohn? Oder an einzelnen Querulanten?

Spannungen können aus vielen Gründen entstehen und lassen sich nur eindämmen, wenn man genau weiß, worin in jedem Fall die Ursachen liegen. Deshalb ist bei allen Spannungen und für alle Betroffenen ein nüchterner Appell an den eigenen Verstand angebracht: Was steckt dahinter? Wer oder was ist „schuld“? Gibt es überhaupt eine „Schuld“? Oder sind sachlich unvermeidbare Umstände die Ursache?

Betrachten wir doch ein paar typische Fälle.

Spannungen zwischen einzelnen

Ein Büroleiter: „Also dieser M. bringt mich noch zur Raserei mit seiner Art, immer das letzte Wort haben zu müssen. Ganz gleich, was man ihm sagt, er weiß es besser. Bei jeder Anweisung hat er etwas zu kritisieren. Geht man zu ihm, muß man sich immer auf eine lange Diskussion gefaßt machen. Manchmal hat er dabei allerdings ganz gute Einfälle, aber seine ganze Art paßt mir nicht.“

Ein Meister: „Dieser neue Betriebsingenieur mit seinem Genauigkeitsfimmel! Immer muß alles bis auf das letzte i-Tüpfelchen ausgearbeitet sein, ein richtiger Pedant. Von großzügigem Arbeiten hat er keine Ahnung. Wenn wir hier jedesmal warten wollten, bis alles so genau festgelegt ist, bekämen wir überhaupt nichts fertig. Bei uns heißt es drangehen, aber das wird der nie einsehen.“

Ein Schlosser: „Das ist vielleicht ein Streber, der Kollege P.! Immer hat er etwas, womit er sich beim Meister herausstellen kann. Alle paar Tage kommt er mit Verbesserungsvorschlägen. Der sollte seine Arbeit tun wie wir und nicht dauernd so viel Wind machen. Wenn das so weitergeht, müssen wir uns den mal vorknöpfen.“

Die Spannungen, die diese Beispiele zeigen, haben ihre Ursache in den Unterschieden und Eigenarten der einzelnen Menschen. Wir Menschen sind nun einmal verschieden: Es gibt aufgeschlossene und verschlossene, empfindliche und dickfellige, gesellige und Einzelgänger, kritische und unkritische, Pedanten und großzügige – und unzählige andere. Das zeigt sich beim Spielen der Kinder, das zeigt sich in jeder Familie, in jedem Freundeskreis und in jeder Sportmannschaft.

Aber im Sport wie im Betrieb können die Eigenarten der einzelnen, ihre Stärken und Schwächen, nicht nur die Ursache von Spannungen sein, sondern auch die Voraussetzung für eine gute Zusammenarbeit, für eine vernünftige Ergänzung.

Jede Fußballmannschaft wird dankbar sein, wenn sie einen gewitzten Dirigenten in ihren Reihen hat, einen selbstlos und vorsichtig spielenden Läufer und einen draufgängerischen Mittelstürmer. Obwohl von unterschiedlicher Eigenart – jeder hat hier eine besondere Aufgabe zu erfüllen und seinen Teil zum Spiel beizutragen.

Nun ist eine Arbeitsgruppe zweifellos keine Mannschaft und die Arbeit kein Spiel. Aber auch in der Arbeitswelt könnten sich verschiedene Eigenschaften ergänzen und ausgleichen. In unseren Beispielen müßte sich der Büroleiter damit abfinden, daß ein kritischer und intelligenter Mitarbeiter eben seinen Kommentar geben will. Und der Meister, der offenbar ein robuster Draufgänger ist, sollte sich von einem pedantischeren und vorsichtigeren Vorgesetzten ein bißchen bremsen lassen. Auch der Schlosser sollte in seinem Kollegen vielleicht einmal nicht nur den Streber sehen, sondern einen Menschen, der gerne tüftelt und seine Arbeit anerkannt wissen will.

Natürlich gibt es überall Querulanten, Leute, die immer und um jeden Preis Reibereien und Streit suchen und damit Spannungen schaffen. Hier hilft sicher nur ein klares und hartes Wort unter Kollegen oder eine klare Entscheidung des Vorgesetzten.

Spannungen aber, die aus der Eigenart der verschiedenen Menschen erwachsen, können positiv wirken, ergänzen und ausgleichen, wenn jeder einzelne bereit ist, die Eigenart und die Stärken des anderen anzuerkennen und die eigenen Besonderheiten und Schwächen zu erkennen.



Spannungen zwischen Gruppen

Ein Modellschreiner: „Seitdem die drei Neuen bei uns in der Gruppe sind, ist wirklich der Teufel los. Streit am laufenden Band! Die geben vielleicht an. Wollen alles besser wissen. Kein Respekt vor uns – dabei sind wir schon 20 oder noch mehr Jahre im Betrieb. Und die behaupten auch noch, wir würden sie tyrannisieren!“

Ein Vorarbeiter: „Ich hatte wirklich eine prima Gruppe, bis man mir Gastarbeiter zugeteilt hat. Seither gibt es ständig Beschwerden. ‚Die Gastarbeiter kommen nicht auf Leistung‘ – ‚Die packen alles anders an‘. So geht das am laufenden Band.“

Schwierigkeiten können auch aus Spannungen zwischen verschiedenen Gruppen entstehen. Nicht nur unterschiedliche Charaktere, auch Unterschiede im Lebensalter, der Arbeits Erfahrung, der Geschlechter bringen Reibereien mit sich. Gar zu oft entzündet sich der Streit nicht am Menschen Max Meier oder Karl Huber, sondern am „Neuen“, am „Ausländer“, am „jungen Kerl“, am „Angestellten“.

Die Schwierigkeit ist, daß man sich im Betrieb – anders als im Privatleben – den Kreis der Kollegen und Nachbarn nicht aussuchen kann. Im Gesangsverein, wo doch „alles nette Leute“ sind, sind es Menschen gleicher Interessen und ähnlicher Herkunft, mit denen man freiwillig zusammenkommt. Im Betrieb muß man aber mit jedem zusammenarbeiten, der aus Zufall an der gleichen Werkbank steht oder am nächsten Schreibtisch sitzt – ob man ihn mag oder nicht. Leicht finden sich da Gruppen zusammen, die sich oft unter Spannungen gegenüberstehen: Männer den Frauen, Arbeiter den Angestellten, Junge den Alten, Fremde den Einheimischen. Im ersten unserer Beispiele kommt es zum Konflikt, weil die „Betriebsveteranen“ gegenüber ihren neuen Kollegen auf das „Recht des Älteren“ pochen. Das ist verständlich. Denn sie besitzen Betriebserfahrung und haben ihre Leistungsfähigkeit bewiesen. Der Betrieb ist im Verlauf der Jahre „ihr“ Betrieb geworden, und so treten sie ganz selbstverständlich als die „Hausherren“ auf. Ein Neuer freilich fühlt sich dadurch zurückgestoßen und tyrannisiert. Er zieht sich zurück oder geht mit anderen neuen Kollegen in die Opposition, die bei den Veteranen dann als „Respektlosigkeit“ empfunden wird.

Im zweiten Beispiel führt das unterschiedliche

Herkommen zum Konflikt. Gastarbeiter haben oft andere Stärken und Schwächen als ihre deutschen Kollegen. Sie haben vielleicht einen anderen Arbeitsrhythmus, und auch in der Auffassung vom Sinn der Arbeit mögen sie sich unterscheiden. Einheimische fühlen sich dadurch leicht in ihrem gewohnten Arbeitsverhalten gestört; und wenn sie darüber hinaus die andere Einstellung der Gastarbeiter als absichtliches Abweichen vom „richtigen“ Verhalten mißdeuten, kommt es leicht zu Unzufriedenheit und Streit.

Über diese Konflikte kann man sich nicht ohne weiteres hinwegsetzen, denn es entstehen ja handgreifliche Schwierigkeiten daraus, daß ein Junger weniger Erfahrung mitbringt als ein Alter, und dazu noch eine andere Ausbildung. Oder daraus, daß ein ausländischer Arbeiter eine andere Leistungsfähigkeit hat als ein deutscher Kollege am gleichen Band oder in der gleichen Arbeitsgruppe.

Auch hier geht es darum, Einsicht in die Besonderheit des anderen Menschen zu suchen, Verständnis zu haben für seine besondere Lage. Manches können die Vorgesetzten tun, indem sie richtig organisieren, Gruppen richtig zusammenstellen und dergleichen mehr. Letztlich ist es aber notwendig, daß jeder einzelne Verständnis für den anderen aufbringt.



Spannungen aus verschiedenen Aufgaben

Ein Personalleiter: „Hermann Fries und Anton Mahler – bisher unzertrennliche Freunde – verstehen sich neuerdings nicht mehr. Das kommt daher, daß Hermann Fries vor kurzem aus der Qualitätskontrolle, in der er mit Anton Mahler zusammengearbeitet hat, zum Terminbüro versetzt worden ist. Meint Anton Mahler: ‚Seither spielt der Hermann verrückt. Schikaniert uns, seine alten Kollegen, mit seiner blöden Terminjagerei, als komme es nicht vor allem auf eine einwandfreie Ware an.‘ Hermann Fries aber sagt: ‚Der Anton und all die anderen Kollegen, die sind einfach gegen mich. Wollen nicht sehen, daß ich jetzt eine andere Aufgabe habe und auf Termine drücken muß!‘“

Ein Meister: „Dieser Hertl vom Einkauf kann einem wirklich auf die Nerven gehen. Da haben wir vor einer Woche den XY-Automaten bestellt, ausdrücklich und nur den XY-Automaten. Jetzt, acht Tage später, ruft der Hertl an und empfiehlt uns, doch lieber den Z-Automaten zu nehmen. Der sei um 20 v. H. billiger bei gleicher technischer Ausrüstung. Stimmt ja, aber eines sagt der Schlaumeier nicht, daß XY sofort liefern kann, Z dagegen erst in einem Vierteljahr. Worauf kommt es eigentlich an? Daß der Betrieb vernünftig produzieren kann oder daß der Einkauf spart?“

Bei vielen Reibereien sieht es so aus, als ob zwei Menschen nicht miteinander zurechtkämen, Hermann Fries zum Beispiel und Anton Mahler, oder der Produktionsmeister und Einkäufer Hertl. In Wirklichkeit aber ergibt sich der Konflikt aus der verschiedenen Aufgabenstellung, die die einzelnen Mitarbeiter im Betrieb haben: ihre Schwierigkeiten sind sachlicher, nicht persönlicher Art.

Der Betrieb verlangt nun einmal von den verschiedenen Abteilungen und Funktionen, daß sie jeweils mit ihren Aufgaben fertig werden. Gerade dabei kommt es darauf an, daß man die Arbeit des anderen und ihre Bedeutung erkennt und versucht, die verschiedenen Aufgaben auf einen Nenner zu bringen.

So handelt es sich auch im ersten Beispiel nur scheinbar um einen persönlichen Gegensatz. In Wirklichkeit entsteht die Auseinandersetzung aus der Spannung der beiden Arbeitsbereiche, denen die beiden Mitarbeiter in der „Qualitätskontrolle“ und im „Terminbüro“ angehören. Aufgabe des Terminbüros ist es nun einmal, dafür zu sorgen, daß Aufträge rechtzeitig durchgeführt und ausgeliefert werden. Aufgabe der Qualitätskontrolle dagegen ist es, nur einwandfreie Serien passieren zu lassen und das, was den Gütevorschriften nicht entspricht, zurückzuhalten, auch wenn dadurch der Liefertermin vielleicht bedroht wird. Zwei Aufgaben, die in Konflikt zueinander geraten können und die trotzdem gleich wichtig sind und gleich konsequent erfüllt werden müssen. Ähnlich ist es im Verhältnis zwischen Einkauf und Betrieb, das unser zweites Beispiel beschreibt. Es ist betriebsnotwendig, daß die Produktion eine einmal beschlossene Investition (wie einen neuen Automaten) möglichst schnell einsetzt und daher mehr auf den Liefertermin als auf den Anschaffungspreis achtet. Aber ebenso notwendig ist es, daß der Einkauf auf Sparsamkeit drängt und neben dem Gesichtspunkt der technischen Leistung und des Liefertermins auch den des Preises im Auge behält. Hier handelt es sich also um notwendige, unvermeidbare Spannungen. Sie dürfen nicht als Konflikte zwischen Menschen betrachtet werden, weil sie in der Sache begründet sind. Bei vielen Reibereien sollte man überlegen, ob der andere nicht nur seine sachlichen Aufgaben erledigt, wenn er Bedenken anmeldet, Termine bestimmt, Forderungen stellt. Denn: Wo sachlich begründete Konflikte entstehen, müssen auch sachliche Lösungen möglich sein – ohne persönlichen Streit.

Spannungen aus Interessengegensätzen

Eine Sekretärin: „Heute habe ich gekündigt, ich hatte die Nase endgültig voll! Seit Wochen mache ich Überstunden – ich komme zu überhaupt nichts mehr außer zu meiner Arbeit im Büro. Und mein Chef war sprachlos; er meinte, man müsse

seine Privatinteressen auch mal zurückstellen können. Kann man auch, aber nicht immer!“

Ein Betriebsleiter: „Da war was los heute in Halle 3. Dort klappt es seit einigen Tagen mit der Belüftung nicht so richtig. Ein paarmal hat es mir der Meister schon gesagt, aber ich bin noch nicht dazu gekommen, etwas zu unternehmen. Als ich heute dorthin kam, waren die Leute wie ein Mann gegen mich. ‚Ausbeutung‘ und ‚Knochenmühle‘ waren noch das Geringste, was ich zu hören bekam. Ich verstehe nicht, warum die Leute so unsachlich sind...“

Es wäre ein Mißverständnis anzunehmen, daß ein gemeinsames Interesse an der Arbeit, an einem guten Ertrag und damit an guten Löhnen und Arbeitsbedingungen jeden Interessengegensatz zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern ausschließt. Ein Mitarbeiter kann und will auf die Dauer seine persönlichen Interessen nicht der „Betriebsaufgabe“ opfern; er sucht sich – wie etwa im ersten unserer Beispiele – einen für ihn günstigen Arbeitsplatz. Oder die Mitarbeiter bestehen auf der Lösung ihrer Schwierigkeiten, und sie haben das gute Recht, ihre Interessenvertreter – beispielsweise den Betriebsrat – hier zu Protesten und Maßnahmen zu veranlassen.

Auch hier handelt es sich um eine Auseinandersetzung zwischen Gruppen. Auch hier geht es darum, durch Einsicht auf beiden Seiten sachlich tragfähige und dauerhafte Lösungen zu finden. Der Interessengegensatz läßt sich zwar nicht wegdiskutieren, aber im einzelnen Fall müssen sachliche Überlegung und Einsicht das Verständnis für die Lage des anderen und eine vernünftige Behandlung aller Fragen möglich machen.

Reibereien, Schwierigkeiten, Streit im Betrieb können die verschiedensten Ursachen und Anlässe haben. Es gibt keine Patentrezepte, mit ihnen fertig zu werden, weder für den einzelnen Mitarbeiter, noch für den Vorgesetzten, noch für die Unternehmensleitung. Eine Chance, die Konflikte im Betrieb zu versachlichen, besteht jedoch dann, wenn die Mitarbeiter versuchen, in jedem Einzelfall die wirklichen Ursachen eines Konfliktes zu erkennen und Verständnis für die Lage des anderen aufzubringen.

passiert
notiert
fotografiert

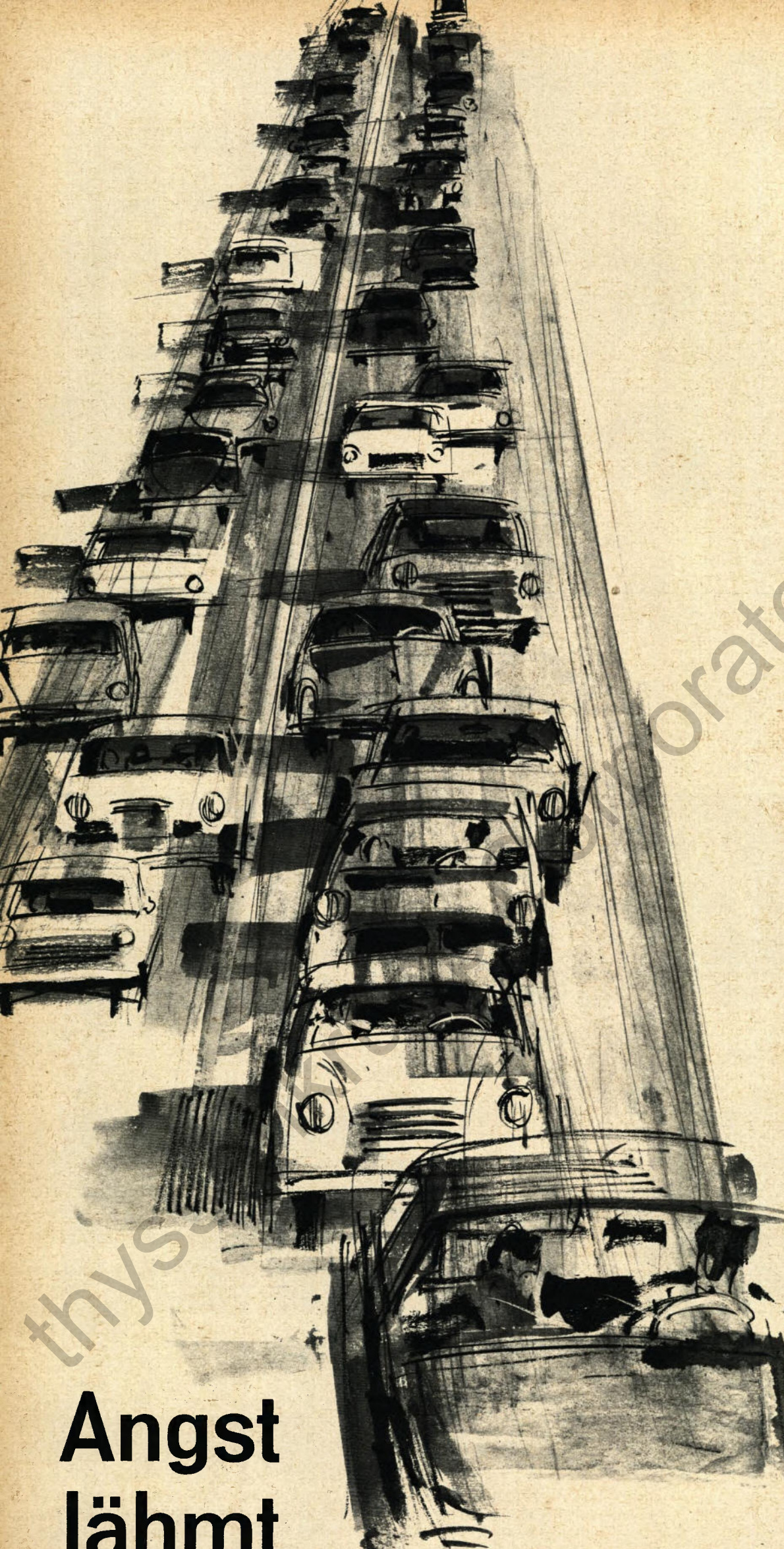
Geistesgegenwart und Mut bewiesen unsere Mitarbeiter Richard Klenner (Mitte) und Paul Wirtz (rechts), als sie durch ihr beherztes Eingreifen Arbeitskollegen vor schweren Unfallfolgen bewahrten. Richard Klenner, der im Federnwerk beschäftigt ist, sprang hinzu, als ein Kollege mit der Kleidung in den Mitnehmer eines Transportbandes geriet und in einen Sandstrahlfunker gezogen zu werden drohte. Im letzten Augenblick gelang es ihm, die Anlage stillzusetzen. Paul Wirtz – er arbeitet im Kaltwalzwerk Nahmer – verhütete eine drohende Explosion, als ein Wagen mit Sauerstoff- und Azetylenflaschen zu brennen begann. Paul Wirtz griff kaltblütig in die Flammen und drehte die Flaschen ab. Bei einer Zusammenkunft der Unfallvertrauensleute übergab Dipl.-Ing. Krone, der technische Aufsichtsbeamte der Maschinenbau- und Kleiseisenindustrie-Berufsgenossenschaft (links), unseren Mitarbeitern eine Urkunde und einen Geldbetrag, der sich noch erhöhte, als Heinz Langenberg vom Unfallbüro im Namen des Direktoriums der Walzwerke Hohenlimburg eine weitere Belohnung überbrachte. Im Vordergrund unseres Bildes links Betriebsratsvorsitzender Huf und rechts Betriebsleiter Lenk vom Federnwerk.



Aus zwölf Ländern Europas und Übersees stammten die jungen Menschen, die sich im August dieses Jahres zum diesjährigen Jugendtreffen der Internationalen Lions-Bewegung, die in mehr als hundert Ländern der Erde fast eine Million Menschen im Dienst der Nächstenhilfe und zur Pflege des Gemeinsinns vereinigt, im Jugenddorf Oespel zusammenfanden. Auf ihrem reichhaltigen Programm stand neben vielerlei Besichtigungen, Fahrten und Vorträgen auch ein Besuch der Westfalenhütte.



Mitglieder des Vorstandes der britischen Bergarbeiter-Gewerkschaft besichtigten – nachdem sie von Arbeitsdirektor Laser begrüßt worden waren und dabei einen Überblick über den Hoesch-Bergbau erhalten hatten – unsere beiden Altenessener Schachtanlagen Emil-Emscher und Fritz-Heinrich. Ein Besuch im Bochumer Bergbaumuseum war schon vorangegangen, und eine Fahrt zu einem Erholungsheim in Königswinter beschloß am folgenden Tag die Informationsreise der Engländer, zu der sie vom Vorstand der IG Bergbau und Energie eingeladen waren. Unser Bild zeigt die Besuchergruppe, die auf Emil-Emscher eingefahren war. An dieser Grubenfahrt hatten vom Vorstand der IG Bergbau und Energie auch Walter Arendt (dritter von rechts) und Heinz Kegel (vierter von links) teilgenommen.



Psychotherapie hinter dem Lenkrad Von Graf Egon von Fürstenberg

Fast 90 v. H. aller Verkehrsunfälle beruhen auf menschlichem Versagen. Warum dieser hohe Prozentsatz trotz aller Anstrengungen und Bemühungen der beteiligten Behörden und Verbände wie Bundesverkehrswacht oder Automobilklubs nicht fällt, beruht auf Grund der langjährigen Beobachtungen und Erfahrungen des Rennfahrers Graf Egon von Fürstenberg darauf, daß die Auswirkungen der Angst und des Schreckens auf die Fahrer zuwenig berücksichtigt und bekämpft werden. Dieser Beitrag versucht darzulegen, was der Autofahrer gegen die Angst und die innere Panik tun kann, die ihm im kritischen Augenblick die Sinne rauben, die Aktionsfähigkeit lähmen und ihn oft dazu zwingen, gerade das zu tun, was ihn unweigerlich ins Verderben führen muß.

Wo und wann sind wir eigentlich der Panik zum erstenmal begegnet? Erinnern Sie sich noch an die Zeit, als Sie das Radeln erlernten und die ersten Meter selbständig fuhren? Alles schien gutzugehen, bis Sie plötzlich am Rande Ihrer Fahrbahn einen festen Gegenstand erblickten. Sie hatten zwar Raum genug, um daran vorbeizufahren, und trotzdem hatten Sie Angst, daran zu scheitern. Ihre Glieder erstarrten. Sie konnten Ihren Blick von dem Gegenstand nicht mehr lösen – er zog Sie gleichsam an, und schon krachte es! Ganz unnötigerweise ist Ihnen das passiert. Aber warum – darauf hatten Sie keine Antwort.

Jahre danach sitzen Sie am Steuer Ihres Autos und fahren nach getaner Arbeit nach Hause. Es hat geregnet, und das Pflaster unter Ihnen ist glatt. Vor Ihnen fährt ein Wagen gerade das Tempo, das Ihnen liegt, und so benutzen Sie Ihren Vordermann als Lotsen durch das Gewühl des Verkehrs. Sie denken noch an die Verhandlungen, die Sie soeben hatten, und verlassen sich im übrigen auf Ihre sogenannte „Automatismen“. Automatisch steuern Sie, schalten Sie, bremsen Sie und beschleunigen Sie. Ihre Aufmerksamkeit wird einen Augenblick abgelenkt, und so merken Sie zu spät, daß Ihr Vordermann abbremst, um links abzubiegen. Sie bekommen einen mächtigen Schreck, und Ihr Fuß knallt auf die Bremse. Sie blockieren die Räder, und Ihr Fahrzeug wird auf dem glatten Untergrund eher schneller als langsamer. Ihr Blick klebt gleichsam an dem vorderen Wagen. Ihre Glieder verkrampfen sich. Sie können sich nicht mehr rühren – und schon hat es gekracht! Später lassen Sie sich den ganzen Vorfall nochmals durch den Kopf gehen, und dabei fällt Ihnen auf, daß dieser Zusammenstoß doch hätte leicht vermieden werden können, falls Sie nicht so erschrocken wären und das Hindernis einfach umsteuert hätten. Sie ärgern sich über Ihr Versagen, und dabei fällt Ihnen ein, daß Sie als junger Radler doch ganz ähnliche Karambolagen erlebt haben. Damals war es die Angst, jetzt der Schreck, der in Ihnen die Panik mit ihren lähmenden Begleiterscheinungen auslöste. „Da muß etwas geschehen, bevor mir etwas Schlimmeres zustößt“, sagen Sie sich, und Sie nehmen sich fest vor, bei dergleichen Erlebnissen hinter dem Lenkrad nicht mehr zu erschrecken. Sie vergessen dabei, daß Sie sich eine ganz unmögliche Aufgabe stellten. Sie können Ihren Körper nicht zwingen, unnatürlich zu reagieren. Dieser Vorsatz, mit welchem Sie Ihrem Unterbewußtsein eine innere Schwäche

Angst lähmt

eingestehen, würde im Augenblick der Gefahr Ihr Sicherheitsbewußtsein eher schwächen als stärken. Das wäre also nicht der richtige Weg.

Die Folge persönlicher Erlebnisse

Ich habe schon in sehr frühen Jahren die Bekanntschaft mit den Folgen des Schreckens gemacht, als ich eines Morgens auf dem Wege zur Schule in viel zu schnellem Tempo einen kurvenreichen Parkweg hinunterfuhr und plötzlich ungefähr 30 Meter vor mir den Weg durch eine Kette versperrt sah. Mir wurde schwarz vor den Augen, und ich kam erst wieder zu mir, als ich mich ziemlich zerschunden neben meinem Fahrrad liegend auf der anderen Seite der Kette wiederfand. Was war passiert? Ich war einfach beim Anblick des plötzlichen Hindernisses ohnmächtig geworden. Ich ärgerte mich maßlos über diese vermeintliche Schwäche. Ganz besonders, weil ich nur über eine scheinbare Gefahr so erschrocken war. In Wirklichkeit war diese Gefahr gar nicht vorhanden. Wie ich nachher feststellte, hätte ich nämlich sehr gut nach links „ins Grüne“ ausweichen können.

Um also in Zukunft solche Fälle zu vermeiden, zwang ich mich zur äußersten Konzentration und zur ständigen Bereitschaft, die gefährlichsten Verkehrssituationen blitzschnell aufzunehmen und zu verarbeiten, wobei der rasche Blick für einen noch verbleibenden Ausweg und die Fähigkeit, die notwendigen Bremswege auf den verschiedenen Straßenbelägen einzuschätzen, besonders eingeübt wurden. Der Erfolg dieses Trainings blieb nicht aus. Die Situationen konnten noch so kritisch werden, ich war stets darauf vorbereitet und erschrak deswegen nie mehr. Die bekannten Lähmungserscheinungen blieben damit aus, und schwarz wurde mir auch nicht mehr vor den Augen. Dagegen wuchs mein Selbstvertrauen.

Als ich dann später in immer stärker und schneller werdenden Autos über die Straßen Europas und Amerikas fuhr, verursachte der immer dichter und schneller werdende Verkehr, besonders auf den Autobahnen, doch wieder ungewollte bzw. unkontrollierte Muskelreflexe und lähmende Schreckreaktionen, die mich an mein Erlebnis als junger Radler erinnerten. Das damals mit so gutem Erfolg angewandte Gegenmittel half auch hier. Innerhalb weniger Wochen intensiver Arbeit an mir selber hatte ich mein altes Selbstvertrauen und Sicherheitsbewußtsein wieder zurückgewonnen. Wie Zwischenfälle auf der Autobahn ohne dieses geistige Durchtrainiertsein verlaufen, ersehen wir aus folgendem Beispiel, das in der Zeitschrift „Motor und Sport“ unter der Überschrift „Mußten diese Menschen sterben“, ausführlich zur Sprache kam und dessen Verlauf an Hand von genauen Zeichnungen dargestellt wurde.

„Mußten diese Menschen sterben?“

Auf der Autobahn Ulm–Stuttgart wird einem schnellen Fahrer plötzlich die Fahrbahn durch einen mit zehn Personen besetzten Kleinbus versperrt, dessen Fahrer bei einem Reifendefekt die völlig falsche Reaktion zeigte, nämlich starkes Bremsen. Der Bus fing dabei an, sich zu drehen, geriet auf den Mittelstreifen, wo er sich mehrmals überschlug und dabei die Gegenbahn überrollte. Daß dabei schon Menschen verletzt oder gar getötet wurden, ist nicht anzunehmen, da der Bus sich seitwärts überschlug. Schlimm wurde es erst, als sich auf der Gegenbahn ein Sportwagen mit einer Geschwindigkeit von etwa 140 Kilometern in der Stunde näherte. Der Fahrer dieses Wagens sah den Kleinbus in einer

Entfernung von etwa 70 bis 80 Metern vor sich, wie er, sich überschlagend, den Grünstreifen bereits verließ und die Fahrbahn von links nach rechts überrollte. Angst und Schrecken verschlugen dem unglücklichen Fahrer den Verstand, verdrängten seine Geistesgegenwart und veranlaßten lediglich einen sinnlosen Muskelreflex, demzufolge er das Törichteste tat, was in diesem Augenblick nur möglich war. Er stemmte sich auf die Brems! Damit machte er eine Umsteuerung des Hindernisses unmöglich und fuhr dem Bus, da die Bremsstrecke natürlich zu kurz war, mitten auf der Autobahn mit voller Wucht in die Flanke. Resultat: sechs Tote und sechs Schwerverletzte!

„Mußten diese Menschen sterben?“ Keineswegs! Menschen werden jedoch vollkommen unnötigerweise weiter sterben, solange Fahrer von gestern Autos von heute fahren!

Man verstehe mich recht. Der Mensch baut zwar von Tag zu Tag schnellere Autos, er unterläßt es jedoch, schneller fahren bzw. schneller denken zu lernen. Statt dessen verläßt er sich auf das dem Verstand durch die häufige Wiederholung entzogene und deshalb automatisch ablaufende Reagieren seiner Muskeln, das in den meisten Fällen sinnlos ist. Dieses automatische Reagieren ist zwar eine Gabe der Natur, ohne die wir nicht auskommen können. Sie ist jedoch dazu bestimmt, vom Verstand kontrolliert zu werden. Die besten Einfälle nützen nämlich nichts, wenn die Muskelreaktionen den Geboten der Vernunft widersprechen.

Das gleiche gilt für das moderne äußerst schnelle Tennisspiel, wobei der Ball bei einer Geschwindigkeit von oft weit über 100 Kilometern in der Stunde, nach einem sorgfältig durchdachten Plan, taktisch und technisch richtig geschlagen werden muß. Wir sehen also, daß auch auf anderen Gebieten die perfekte koordinierte Reaktion nicht nur die unbedingte Voraussetzung für eine gute Leistung, sondern auch durchaus erlernbar ist. Das Unglück ist nur, daß während auf allen Gebieten genügend Gelegenheit zur Verfügung steht, um durch eifriges Training und Üben die koordinierte Reaktion zu erlernen und zu praktizieren, ausgerechnet für den Autofahrer, für den doch gute Leistungen am Lenkrad eine Frage von Leben und Tod bedeuten, dieses nicht der Fall ist. Wir brauchen uns deshalb über die hohen Unfallzahlen nicht zu wundern, die auf einem echten menschlichen Versagen beruhen. Um so mehr sollten wir uns durch eifrige Selbsterziehung an ein sachgemäßes und richtiges Reagieren gewöhnen, indem wir unsere Phantasie dazu benutzen.

Theoretisches Training gegen die Angst

Wie sieht nun dieses theoretische Training aus, und auf was kommt es dabei an? Wie wir gesehen haben, sind Angst und Schrecken die Veranlassung zur Panik und damit zu einem vollständigen Versagen des Menschen hinter dem Lenkrad. Angst und Schrecken beruhen wiederum auf Rat- und Hilflosigkeit in plötzlich auftretenden kritischen Verkehrssituationen, wobei die tatsächliche Lage in den allermeisten Fällen nur scheinbar ausweglos erscheint. Meist ist sehr wohl noch ein sicherer Ausweg oder zumindest noch eine Methode zur Vermeidung des Allerschlimmsten vorhanden. Unser Verstand arbeitet von Natur aus viel zu träge, um diese rechtzeitig zu erkennen und blitzschnell auszunutzen. Um dieses zu erlernen, müssen wir uns daran gewöhnen, vor plötzlichen Verkehrshindernissen nicht zu erschrecken, sondern diese schnellstens zu erfassen und das

richtige Ausweichmanöver durchzuführen. Dieses erreichen wir durch das Spiel unserer Phantasie auf unseren täglichen Fahrten, wie zum Beispiel: Ich fahre auf der Autobahn mit einem Tempo von etwa 100 Kilometern in der Stunde und bin im Begriff, einen Laster zu überholen. Ungefähr 50 Meter trennen mich noch von dem Laster. Da sehe ich vor meinen geistigen Augen, wie plötzlich eine Kette platzt, und ein Stück Langholz oder eine große Kiste knallt vom Laster herunter auf die Bahn, mir den Weg versperrend! Im selben Augenblick muß ich dann, ebenfalls im Geiste, das entsprechende Ausweichmanöver mit allen dazu nötigen Überlegungen und Griffen durchgeführt haben. Also: Führt der Laster selbst schnell genug, so legt man sich am besten hinter ihn. Liegen jedoch Wagen hinter uns, so daß die Gefahr des Auffahrens besteht, oder fährt der Laster nicht schnell genug, so heißt es unter Wegnahme von Gas links an dem Hindernis vorbeizuschlüpfen. Dabei Steuer festhalten – nach der Uhrzeigerstellung „Viertel vor drei“ etwa – und Bremse nicht anrühren! Bordsteine am Grünstreifen in nicht zu spitzem Winkel anfahren, da Wagen sonst wegrutschen und auf die Bahn bzw. gegen das Hindernis zurückgeworfen werden kann.

Was tun gegen „Überläufer“?

Andere Beispiele behandeln Fälle, wobei sich ein Anhänger oder sonstiger Vordermann infolge Reifenschadens oder Glätte quer stellt und keine Zeit zum Abbremsen verbleibt oder Überläufer von der Gegenbahn in den verschiedensten Winkeln und Entfernungen auftauchen. Immer wieder handelt es sich darum, schnellstens einen Ausweg zu finden und sich im gleichen Augenblick alle Griffe durch den Kopf gehen zu lassen, die zur Durchführung des Ausweichmanövers erforderlich sind.

Dazu noch einige Ratschläge. Grundsätzlich merken Sie sich, daß man sich am besten vor einem Überläufer retten kann, indem man schleunigst dahin ausweicht, wo der Überläufer herkam. Vorausgesetzt natürlich, daß die Überholseite der Gegenbahn gerade frei ist. Dieses Ausweichmanöver ist besonders dann zu empfehlen, wenn der Überläufer spitz auf einen zukommt. Rollt der Überläufer dagegen im stumpfen Winkel von links nach rechts vor Ihnen über die Bahn, so schlüpfen Sie am besten, ohne Ihre Bahn zu verlassen, scharf links haltend, hinter dem Eindringling hindurch. Denken Sie erst gar nicht an eine Flucht ins Grüne nach rechts, da die Gelegenheit dazu viel zu selten ist und dies nur Zeitverlust für Sie bedeuten würde. Und wenn ich von Zeit spreche, so meine ich Bruchteile von Sekunden. Auf diese kommt es bei all diesen Manövern nämlich an. Im übrigen seien Sie überzeugt davon, daß alles besser ist als ein frontaler Zusammenstoß mit einem andern Fahrzeug! Dieses geistige Training kann natürlich auf der Landstraße und bei normalem Tempo ohne weiteres fortgesetzt werden, wobei man die lokalen Verhältnisse berücksichtigen sollte. Es würde viel zu weit führen, hier diesbezügliche Beispiele anzuführen. Wichtig ist nur, daß nach jeder Aufgabe, die Sie sich stellen, Sie sich gerade das ins Gedächtnis einprägen, auf das es bei der Lösung des betreffenden Problems besonders ankam.

Training durch Phantasie

Irgendeine Methode, wenigstens die ärgste Gefahr zu umschiffen, gibt es eigentlich immer, wobei berücksichtigt werden muß, daß ein mit blitzschnell abgestellter Zündung vorgenom-



menes seitliches Überrollen einem frontalen Zusammenstoß mit einem anderen Wagen vorzuziehen ist! Daß Sicherheitsgurte bei solchen Manövern von allergrößtem Nutzen sein können, braucht wohl nicht erwähnt zu werden! Wenige Wochen eifrigen Trainings, und Sie werden staunen, wieviel schneller Sie die sich gestellten Aufgaben lösen werden, ohne daß Sie sich dabei noch besonders anstrengen müssen und ermüden. Sie werden sich dabei ertappen, wie Sie bei Ihren langen Fahrten, auch ohne daß Sie sich Zwischenfälle vorstellen, die Grünstreifen auf den Autobahnen und die Ränder der Straßen beobachten für den Fall, daß . . .! Sie werden bemerken, daß Sie den vor Ihnen sich abwickelnden Verkehr viel kritischer und genauer beobachten als bisher; denn Ihre Phantasie hat Sie ja zur Genüge belehrt, was nicht alles Ihr Vordermann anstellen kann. Sie werden ferner merken, daß Sie Ihr Steuerrad während der Fahrt in der einzig richtigen Stellung, also nach der Uhrzeigerstellung „Viertel vor drei“ halten, so daß Sie augenblicklich zu jedem Manöver vorbereitet sind. Dies alles wird dazu beitragen, daß Sie das sichere Gefühl bekommen, die jeweilige Verkehrssituation gleichsam zu beherrschen im Gegensatz zu früher, wo Sie das unsichere Gefühl hatten, dem Verkehrsgeschehen so gut wie ausgeliefert zu sein. Selbst bei schneller Fahrweise werden Sie nicht mehr wie bisher mit angespannten Nerven Ihren Wagen steuern – eine schlechte und sehr ermüdende Angewohnheit, der die meisten Fahrer viel zu spät auf die Spur kommen. Gespannte Aufmerksamkeit verlangt keineswegs überspannte Nerven und verkrampte Muskeln!

Die Gaben nutzen . . .

Kommt dann tatsächlich der Tag, an dem Sie sich plötzlich einem Hindernis gegenübergestellt sehen, wie zum Beispiel der vorher erwähnte tödlich verunglückte Sportwagenfahrer, so wird keineswegs Furcht und Angst erregende Ratlosigkeit in Ihnen Panik und damit Muskelreflexe verursachen, die Ihr sicheres

Ende zur Folge hätten, sondern Sie werden diesen Anblick als etwas Alltägliches blitzartig verarbeiten und das Problem zu Ihrem Vorteil gestalten. Sie können sich darauf gefaßt machen, daß Ihr Verstand Sie in diesem Augenblick nicht im Stich läßt. Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch in solchen Momenten der höchsten Gefahr geradezu Unglaubliches mit seinem Wagen anstellt, um sich und seine Mitfahrer zu retten, ist er erst mal durch langjährige Praxis oder eifriges theoretisches Training frei von der Panik. Gleichzeitig stellt sich bei diesen Men-

schen das Empfinden ein, diese kritischen Sekunden im Zeitlupentempo zu erleben, was ihnen das richtige Handeln erleichtert. Diese Fähigkeit liegt in jedem normalen Menschen als Gabe der Natur verborgen. Der Mensch muß sie nur entwickeln und ihre Wirkung nicht durch Angstpsychosen und Komplexe verdrängen lassen.

Seien Sie jeden Augenblick bereit, scharf nach rechts oder links auszuweichen! Üben Sie in Gedanken während der Fahrt, besonders wenn die Verkehrsdichte zunimmt, schnell eine Lücke zu finden, durch die Sie entweichen können, wenn plötzlich vor Ihnen etwas passiert, damit Ihr Verstand im Falle der Not schnell und richtig reagiert – vergegenwärtigen Sie sich geistig, wie ein „Überläufer“ von der Gegenbahn über den Grünstreifen frontal auf Sie zukommt und Sie, um einen Zusammenstoß zu vermeiden, über den Grünstreifen ausweichen, anstatt zu bremsen und einen Frontalzusammenstoß zu riskieren, oder wie zum Beispiel kleine Kinder oder Radfahrer durch geschicktes Gasgeben überholt oder umfahren werden, da die Bremsstrecke zu kurz oder zu glatt ist. Wo dieses nicht geht, wird in einen nebenan liegenden Garten oder eine Wiese ausgewichen. Dagegen darf bei plötzlichem Überqueren der Straße durch Hunde und Kleinvieh niemals plötzlich gebremst oder ausgewichen werden. Und noch eins: „Nicht bremsen, falls Reifendefekt! Wagen nach rechts ausrollen lassen!“

Um einer Frontalkollision zu entgehen, muß man nötigenfalls einen Graben überspringen, eine Böschung hinauf oder hinunter fahren, oder einen von Fußgängern gerade freien Gehsteig als vorübergehenden Zufluchtsort benutzen. Voraussetzung für das Gelingen eines solchen Manövers ist jedoch, daß man bereits bei Eintritt des kritischen Augenblicks beide Hände seitlich am Steuer hielt und nicht oben oder unten, oder womöglich eine Hand oben am Dach; denn nur so bleibt der Wagen stets in Ihrer Gewalt, wenn es heißt, Unebenheiten auf dem Fluchtwege zu überwinden.



Wir
lasen
für
Sie

Zum
Nach-
denken
und
zur
Kritik

DIE ZEIT

Urlaub - soziale Pflicht oder eismiges Vergnügen

Ein 47 Jahre alter Arbeiter aus Einfeld bei Neumünster nahm Urlaub bei seiner eigenen Firma, arbeitete schwarz und holte sich dabei den Tod: Der Herzschlag traf ihn, als er in der vergangenen Woche bei einer Firma in Neumünster Flaschenkästen ablud. Diese Nachricht ist nicht nur traurig, sie hat scheinbar auch viel Moral. Denn dem Mann war verboten, während des Urlaubs zu arbeiten. Sich zu erholen, wäre seine Pflicht gewesen. In den Tarifverträgen steht ausdrücklich: „Der Urlaub dient der Erholung und der Erhaltung der Arbeitskraft. Während des Urlaubs darf der Arbeitnehmer keine dem Urlaubszweck widersprechende Erwerbsarbeit leisten.“

Kürzlich wurde festgestellt, daß eigentlich schon Autofahren verbotene Urlaubsarbeit sein kann. In kritischen Situationen, etwa beim Überholen, gerate die Pulsfrequenz in den Bereich starker Erregung. Ein Frankfurter Arbeitsrechtler meinte: „Neben den Wirkungen des Straßenverkehrs nimmt sich, arbeitsrechtlich gesehen, eine kleine Urlaubsschwarzarbeit harmlos aus.“ Er führte weiter aus, ein Arbeitnehmer verstieße strenggenommen schon gegen das Urlaubsrecht, wenn er sich in den Ferien strapaziere.

Nicht die Arbeitgeber, sondern die Ärzte warnen denn auch in zunehmenden Maße vor unrechtem Gebrauch des Urlaubs. Sie sehen das Problem jedoch differenzierter. Mit Vorsatz wird sich niemand in seinen Ferien unvernünftig verhalten, der Wunsch nach Ruhe und Erholung ist zu groß. „Er ist“, so sagt Dr. Horst Jungmann, Privatdozent für Balneologie und Leiter der Außenstation der Hamburger Universitätsklinik in Timmendorfer Strand an der Ostsee, „heute sogar übertrieben groß. Die Urlauber haben keine Übung im Nichtstun. Sich an den Strand legen und braten lassen ist keine Beschäftigung, die jemanden drei Wochen ausfüllt. Die Urlauber langweilen sich.“

An Regeln zur „Urlaubsgestaltung“ fehlt es nicht. Sie können zur Zeit jeder Illustrierten und jeder Frauenzeitschrift entnommen werden: Sekretärinnen sollen viel schwimmen gehen, um sich das Rückgrat zu stärken. Wandern fördert den Kreislauf. Nervöse Leute sollen angeln gehen, und niemand soll sich zu lange in die Sonne legen. Die Regeln sind richtig, aber auch sehr allgemein. „Die Schwierigkeit ist“, so meint Dr. Jungmann, „daß jeder selbst herausfinden muß, was ihm am meisten Vergnügen machen würde. Am besten etwas, was er in den elf übrigen Monaten nicht tun kann. Ein Buchhalter, dem es

Spaß macht, in den Ferien mit der Heugabel zu arbeiten, wird sich niemals überanstrengen. Eine vernünftige Arbeit ist die beste Erholung. Aber alle die Ratschläge gehen gegen die Bequemlichkeit.“ Vor allem drei Dinge, so warnt der Arzt, sollte man in den Ferien nicht tun: faulenzen, zu viel essen und über seine Leiden reden. Schwierig ist und bleibt es für Ehepaare, gemeinsam Ferien zu machen und dennoch den Urlaub individuell und tätig zu verbringen: Dem einen gefällt es, Berge zu besteigen, der andere arbeitet sich lieber auf einem Segelboot aus, der eine braucht Anregung, der andere Stille.

Unvernünftig ist der Urlaub jedoch nur, wenn er als soziale Pflicht zur Langeweile aufgefaßt wird. Türen streichen, Kühe hüten, Auto fahren, Gipfel bezwingen, Heu ernten - all das kann keine unsoziale Urlaubsarbeit sein, solange sie Spaß macht.

„Die Zeit“, 31. Juli 1964



Blätter vom Hause

Heye auch im Wirtschaftsteich?

Die offene Kritik des Wehrbeauftragten an wirklichen oder vermeintlichen Mißständen in der Bundeswehr hat bei den Politikern, bei den Soldaten und in der Öffentlichkeit die gewünschten Wellen geschlagen. Sie gingen hoch und werden vermutlich bei allen für den Geist der Truppe Verantwortlichen nicht zu schnell verbleiben. Besonders Heyes Hinweis, die Bundeswehr liefere Gefahr, zwar an den Waffen von morgen, aber im Geist von gestern erzogen zu werden, verdient Beachtung. Ein Hinweis übrigens von so allgemeiner Bedeutung, daß man sich deshalb fragen muß, ob er denn nicht auch für andere Lebensbereiche Gültigkeit hat. Können wir zum Beispiel mit ruhigem Gewissen sagen, daß sich der Führungs- und Unternehmensstil der deutschen Wirtschaft oder der Stil unserer Politik auf allen Ebenen, den von Grund auf gewandelten Verhältnissen in unserer Gesellschaft optimal angepaßt hätte? Wem diese Frage zu allgemein, zu pauschal gestellt ist, so daß sie sich nicht beantworten ließe, der möge prüfen: wird im eigenen überschaubaren Arbeitsbereich so gearbeitet, gedacht, geplant, daß dieser Arbeits-, Denk- und Planungsstil den veränderten politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Verhältnissen gerecht wird? Es ist schon häufig gesagt worden, daß es in einer Zeit, in der man sich zu den Idealen der Demokratie bekennt, schwieriger wird, mit den Menschen umzugehen. Sie wollen nicht mehr kommandiert, sie wollen geführt werden, indem man sie überzeugt. Der rauhe, aber herzliche Ton, der in Pionier- und Entwicklungszeiten üblich und vielleicht sogar beliebt und angebracht war, wird in einer Zeit neuer Arbeitsmethoden und sozialer Umschichtungen mehr und mehr verdrängt werden. Möglich, daß sich damit ein kühleres, sachlicheres, ein sachbezogenes Klima einstellen wird. Wenn sich damit Hand in Hand neue Formen der Höflichkeit herausbilden, sollten wir solche Entwicklung nicht beklagen.

Ich meine, wir alle haben allen Grund in unserem Verhältnis zu

unseren Mitarbeitern einem freieren, einem weniger verkrampften Geist den Weg zu bereiten. Wer selbständig denkende Mitarbeiter will und nicht Befehlsempfänger, der soll ihnen Spielraum lassen, Luft zu atmen und sich frei zu entwickeln. Der soll von ihnen nicht die Einhaltung von sinnlosen Äußerlichkeiten fordern, die auf beiden Seiten nur das Gefühl der Peinlichkeit entstehen lassen. Unsere veränderte Welt ruft nach einem freieren, selbstverständlicheren Verhältnis zu unseren Mitmenschen - auch im Betrieb.

„Blätter vom Hause“, Juli 1964
Werkzeitschrift der Henkel & Cie GmbH., Düsseldorf

Handelsblatt

Das Revier ist noch entwicklungsfähig

„Das Ruhrgebiet ist noch entwicklungsfähig, wenn auch regional in unterschiedlichem Maße.“ Das ist ein Kernsatz in dem Gebietsentwicklungsplan des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk, der nach mehrjähriger Arbeitszeit jetzt fertiggestellt wurde. Ähnlich wie die im Januar dieses Jahres von der Landesregierung vorgelegte Denkschrift „Grundlagen zur Strukturverbesserung der Steinkohlenbergbaugebiete in Nordrhein-Westfalen - I. Teil: Ruhrgebiet“, die ihrerseits im wesentlichen vom Siedlungsverband aufgestellte Grundsätze enthält, nennt der Plan als Voraussetzung für eine gedeihliche Zukunftsentwicklung des Reviers: Eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen der Bevölkerung, wozu die Verbesserung der Siedlungsstruktur und der Verkehrsverhältnisse sowie die Schaffung von Erholungsgebieten gehört; sodann müsse die Luftbelastung entscheidend vermindert werden.

Für die künftige wirtschaftliche Entwicklung, deren Schwerpunkt sich stärker von der Grundstoffindustrie auf die verarbeitende Industrie verlagern muß, wenn der Anschluß an das Wachstum der Gesamtwirtschaft nicht verlorengehen soll, sind im Rahmen der unterschiedlichen räumlichen Gegebenheiten die erforderlichen Voraussetzungen zu schaffen. Über den weithin spürbaren Nachholbedarf hinaus müssen die Gemeinschaftseinrichtungen aller Art (Kultur, Erholung, Versorgung, Verwaltung) sowohl im örtlichen Rahmen als auch für das Gesamtgebiet in größere Teilgebiete weit ausgebaut werden. Insgesamt müsse „eine bessere Ordnung des inneren Gefüges des Ruhrgebiets erreicht werden.“ Dazu sagte Verbandsdirektor Dr. Umlauf vor Journalisten, daß es eine Lebensfrage für das Revier sei, als Wohnort attraktiv zu sein. „Die Monopolstellung des Reviers als einem Ort, wo man gut Geld verdienen konnte und die es ertragbar machte, der Bevölkerung allerhand zuzumuten, die ist nicht mehr da.“ Heute könne man überall sonst auch gut sein Geld verdienen.

Die zukünftige Entwicklung wird nicht zuletzt von der Größe des Bevölkerungswachstums abhängen. In dem Plan wird das Maximum der für das Ruhrgebiet errechneten Aufnahmefähigkeit mit rd. 8 Millionen Menschen angegeben.

„Handelsblatt“ Nr. 141, 27. Juli 1964

Vor zehn Jahren berichtete WERK UND WIR



Wie wichtig rasche und gründliche Rationalisierung für den Bergbau im Zeichen immer schärfer werdenden Wettbewerbs ist, stellte Hellmut Hansen, bis 1962 Vorstandsmitglied unserer Gesellschaft, schon in Heft 9/1954 fest:

Rationalisierung im Bergbau

„In diesem Monat rüstet der deutsche Bergbau zu einer großangelegten Bergbau-Ausstellung in Essen, die über die technische Schau hinaus den Besucher über die wirtschaftlichen und sozialen Probleme des Steinkohlenbergbaus unterrichten will. Sie fällt in eine Zeit, in der die Marktsituation beim Steinkohlenbergbau nicht mehr, wie lange Zeit hindurch, vom Produzenten bestimmt, sondern vom Käufer beherrscht wird. Die Erlöse zeigen sinkende Tendenzen, hervorgerufen durch die scharfen Wettbewerbsbedingungen, durch das Ringen mit amerikanischer, englischer und polnischer Kohle, durch den Kampf gegen Erdöl und Erdgas, die in steigendem Maße auf dem Brennstoffmarkt eindringen. Deshalb: Noch mehr, noch umfassender, noch rascher rationalisieren!“

Zur Rationalisierung gehört Mechanisierung der Arbeit, wo dies durchführbar ist; dazu gehört ferner, die schwer gewonnene Kohle möglichst verlustlos aufzubereiten und die zur Kohलगewinnung und -veredelung notwendige Energie, die einen ausschlaggebenden Faktor in der Selbstkostenrechnung darstellt, so billig wie möglich herzustellen. Zur Rationalisierung gehört aber auch Verbesserung der Organisation des Betriebes im einzelnen und im großen.

Doch mit all dem wird der Bergbau nicht auskommen: entscheidend ist die Einsatzbereitschaft eines jeden Mannes und die vertrauensvolle Zusammenarbeit aller. Der Hauer arbeitet unter schwierigen Bedingungen, bei künstlichem Licht und künstlicher Bewetterung. Seine Arbeit ist hart, körperlich schwer und erfordert seine ganze Kraft und seine ständige Aufmerksamkeit gegenüber drohenden Gefahren, die oft nur durch die kameradschaftliche Zusammenarbeit aller gemeistert werden. Hier muß sich einer auf den anderen verlassen können, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit umschließt alle, die in dieser Gefahren-gemeinschaft stehen.

Die Sorge um Betriebssicherheit und Unfallverhütung spielen im Bergbau eine besonders wichtige Rolle, und alle Bemühungen zielen auf eine Verminderung der Gefahren und eine Erhöhung der betrieblichen Sicherheit.

Daß für den Bergmann alle nur erdenklichen sozialen Maßnahmen getroffen werden sollten, ist selbstverständlich; der unter Tage Arbeitende, besonders der Hauer, hat ein Anrecht auf eine Vorzugsstellung, die herauszuarbeiten aber infolge der schwierigen wirtschaftlichen Lage des Bergbaus kein einfach zu realisierendes Problem darstellt. Daraus die Folgerung: Leidenschaftliches Ringen um wirtschaftliche Besserung im deutschen Steinkohlenbergbau!“



Das kostbarste Gut eines Volkes sind seine Menschen, in deren Gedanken die Pläne entstehen, deren Hände die Werte schaffen und deren Herzen mutig genug sind, Gefahren auf sich zu nehmen, damit wir und unsere Kinder einer gesicherten Zukunft entgegengehen. Wir schulden ihnen Dank und jede erdenkliche Hilfe. HEINRICH LÜBKE

40

Hoesch AG Bergbau

- 1. 9. 1964 Heinrich Bendel, Maschinenmeister
Schachtanlage Emil-Emscher
- 2. 9. 1964 Wilhelm Galle, Maschinist
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 2. 9. 1964 Franz Kuhn, Ausbauhelfer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 4. 9. 1964 Josef Coenjarts, Schlosser
Schachtanlage Radbod
- 12. 9. 1964 Franz Bahl, Wettermann
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 14. 9. 1964 Otto Tresp, Ausbauhelfer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 16. 9. 1964 Willi Brosse, Ausbauhelfer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 19. 9. 1964 Johann Waschitzki, Lokführer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 21. 9. 1964 Alfred Haupt, Lokführer
Schachtanlage Emil-Emscher

Hoesch AG Westfalenhütte

- 13. 9. 1964 Johann Klein, 1. Wasserwärter
- 21. 9. 1964 Fritz Körner, Lagerarbeiter
- 23. 9. 1964 Friedrich Hafermann, Meister
- 23. 9. 1964 Ludwig Miernik, Obermaschinist
- 24. 9. 1964 Max Bansemer, Kettenmacher
- 24. 9. 1964 Heinrich Josch, Kolonnenführer
- 29. 9. 1964 Alfons Haase, Vorwalzer

Schmiedag AG

- 25. 9. 1964 August Bambullis, Vorarbeiter

25

Hoesch AG Bergbau

- 1. 8. 1964 Josef Sowalder, Bandwärter
Schachtanlage Fritz-Heinrich

- 13. 8. 1964 Kurt Schulz, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 26. 8. 1964 Herbert Wester-Ebinghaus, Maurermeister
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 26. 8. 1964 Heinrich Radzuhn, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 27. 8. 1964 Herbert Manske, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 1. 9. 1964 Albert Geyer, Abteilungsleiter
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 1. 9. 1964 Herbert Kühnhardt, kaufm. Angest.
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 4. 9. 1964 Eugen Wehrmann, Maschinenwärter
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 5. 9. 1964 Wilhelm Eggert, Schlepper
Schachtanlage Radbod
- 6. 9. 1964 Johann Schulz, Tagesarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 8. 9. 1964 Fritz Garbe, Kraftfahrer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 12. 9. 1964 Peter Kriebs, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 12. 9. 1964 Erwin Alborn, Grubenelektriker
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 12. 9. 1964 Wilhelm Grimm, Wettermann
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 12. 9. 1964 Josef Dimke, Sprengstoffausgeber
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 13. 9. 1964 Leonhard Dietrich, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 13. 9. 1964 Konstantin Hennen, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 15. 9. 1964 Martin Horn, Laborant
Verwaltung
- 15. 9. 1964 Karl Neuwirth, Dreher
Schachtanlage Kokerei Kaiserstuhl

- 16. 9. 1964 Erich Milluks, Hilfszimmerhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 18. 9. 1964 Heinrich Görgen, Wäschearbeiter
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 18. 9. 1964 Kurt Schrul, Schlosser
Kokerei Kaiserstuhl
- 19. 9. 1964 Viktor Besta, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 19. 9. 1964 Hermann Klatt, Kokereiarbeiter
Kokerei Kaiserstuhl
- 22. 9. 1964 Johann Lipki, Kokereiarbeiter
Kokerei Kaiserstuhl
- 25. 9. 1964 Karl Sorg, Lehrhauer
Schachtanlage Emil-Emscher

Hoesch AG Hauptverwaltung

- 1. 9. 1964 Elisabeth Löwe, Sachbearbeiterin
Geschäftsstelle Nürnberg

Hoesch AG Westfalenhütte

- 26. 8. 1964 Paul Sablowski, Scherenmann
- 7. 9. 1964 Helmut Hering, Fotografenmeister
- 7. 9. 1964 Johannes Kiene, Vorarbeiter
- 8. 9. 1964 Fritz Hesse, Kommissionierer
- 12. 9. 1964 Hans Dembski, Vorarbeiter
- 16. 9. 1964 Willi Franz, Richtgehilfe
- 18. 9. 1964 Wilhelm Thiele, Kolonnenführer
- 21. 9. 1964 Ewald Plässer, Eisenbahnassistent

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 14. 9. 1964 Fritz Hensch, Prokurist
- 21. 9. 1964 Werner Rademacher, Betriebsangest.

Das Londoner Beispiel

Als ich aus England wieder nach Hause kam, wurde ich gefragt, was mich am meisten beeindruckt habe. Ich brauchte nicht lange nachzudenken und antwortete: „Nicht der Tower oder die Westminsterabtei oder die Soldaten mit den Särenfellmützen vor dem Buckingham-Palast, sondern die Londoner an den Autobushaltestellen.“

Man blickte mich ungläubig an und meinte, das sei doch nur ein Scherz. „Es ist mein voller Ernst“, entgegnete ich und versuchte, es meinen Leuten zu erklären.

Die Londoner stellen sich an den Haltestellen der Autobusse an, ganz von selber, ohne die ordnende Hand einer Obrigkeit. Niemand macht den Versuch, sich vorzudrängen. Wer zuletzt kommt, schließt sich ans Ende der Warteschlange an. Wenn der Autobus hält, gerät die Schlange nicht in wilde Tuckungen, sie rückt beinahe gemächlich vor, auch wenn mit Sicherheit vorausgesehen ist, daß der Autobus nicht alle Wartenden mitnehmen kann. Nirgendwo anders bin ich in der Hauptverkehrszeit so ohne jeden körperlichen Einsatz in ein öffentliches Verkehrsmittel eingestiegen wie in London.

Das müßte, dachte ich, auch bei uns möglich sein, und beschloß, ein Beispiel zu geben. Manchmal sollen auch gute Beispiele zu guten Sitten führen, es muß aber nicht immer umgekehrt sein.

An der Autobushaltestelle am Bahnhofspatz standen eine Menge Leute in einer Art ungeordneter Traube. Ich stellte mich bescheiden hinter einen Mann, der als letzter in Fahrtrichtung stand. Niemand folgte meinem Beispiel, ja, man merkte nicht einmal, daß ich eines geben wollte. Wer hinzukam, stellte sich mitten in die Traube hinein, anderen genau vor die Nase oder vor die Füße. Von der Bildung einer Warteschlange war nicht die Spur.

Dann kam der Autobus. Die Traube preßte sich zusammen, als sollte sie gekeltert werden, Ellenbogen wurden rücksichtslos in fremde Leiber gerammt, böse Blicke wurden abgeschossen, Lippen wurden schmal vor Entschlossenheit. Sekundenlang ging es weder vorwärts noch rückwärts, so hatte sich die Menge am Eingang festgekeilt. Dann aber gab es einen Ruck, so etwa, als sei eine Verstopfung beseitigt worden, und die Traube ergoß ihren Inhalt in das Innere des Wagens.

Ich hatte mich, eingedenk des Londoner Beispiels, nicht an der Drängelei beteiligt, aber das nutzte mir gar nichts. Ich wurde von der Menge eingesogen und war plötzlich im Wagen. Ich war einfach miteingestiegen worden.

Man soll nicht gleich wieder aufgeben, dachte ich, und erinnerte mich eines Wortes von Rochefoucauld. „Nichts ist so ansteckend wie gute Beispiele“, hatte dieser weise Mann gesagt – vor dreihundert Jahren, als es noch keinen Massenverkehr gab. Jedenfalls versuchte ich es ein zweites und noch ein drittes Mal. Ich drängte mich nicht vor und stieß niemanden beiseite, sondern versuchte es mit körperlosem Einsatz, wie die Sportler sagen. Mein Beispiel wirkte leider nicht ansteckend. Im Gegenteil, man blickte mich wütend an und warf mir vor, den Betrieb aufzuhalten, manche blickten mich abfällig an, andere meinten, ich hätte wohl nichts zu tun. Man legte meine Rücksichtnahme als Rücksichtslosigkeit aus und behandelte mich entsprechend. Es gab auch Leute, die mich für einen Trottel hielten, der nicht imstande sei, seine Chance wahrzunehmen.

Ich versuchte, den Leuten klarzumachen, daß es doch auch anders gehe, in London zum Beispiel ...

Die meisten sahen mich verständnislos an. Ein Mann sagte: „Wir sind nicht in London“, und eine Frau meinte, es gereiche einem nur zum Schaden, wenn man sich als einzelner in einer Horde entfesselter Menschen vernünftig verhalte. „Ich jedenfalls habe keine Lust, als erster oder zweiter dem Londoner Beispiel zu folgen“, sagte sie. Sie war es auch, die mir beim Einsteigen kräftig auf die Füße trat.

Ich habe mein Verhalten ein paarmal damit büßen müssen, im Autobus zu stehen und ein paarmal gar nicht erst mitzukommen. Daher gebrauche ich neuerdings wieder meine Ellenbogen.

Heinz Rein

Feinde sehen, wo keine sind

Die Zahl meiner Freunde kann ich schätzen. Aber wie viele Feinde ich habe, weiß ich nicht. Da ich wissentlich nie jemandem ein Härchen gekrümmt habe, könnte ich mir einbilden, ich hätte gar keine. Jedoch hängt das nicht von mir allein ab, und es könnte sein, daß ein Magerer an meiner Körperfülle Anstoß nähme, daß einem Verbissenen mein Lachen nicht gefällt oder daß mich irgendein alter oder junger Knacker hinter meinem Rücken aus uneingestandenem Neid ganz nebenbei ein bißchen anschwärzt. Da ich dies höchstens einmal zufällig erfahre, ist es besser, wenn ich es gar nicht zur Kenntnis nehme, als wenn ich mich darüber aufrege. Gegen Kritik aufzubegehren, führt meist zu nichts, auch wenn sie schief und hämisch sein sollte. Man steckt sie am besten gelassen ein und denkt: „So einer bist du also.“ Und wenn man es am nächsten Tag vergißt, bleibt kein übler Rest zurück.

Wer Feinde sieht, wo keine sind, schafft sie sich vielleicht. Er blickt argwöhnisch umher und löst so die mißtrauischen Blicke erst aus, die nun auch ihn treffen. Bitterkeit erzeugt wiederum Bitterkeit, eine Anrempelei wird erwidert, und wo

fände sich nicht etwas Niederträchtiges, das man sich gegenseitig vorwerfen könnte? Der geborene Kampfhahn nimmt sofort jeden Gegner an, das Hacken und Kratzen ist seine liebste Tätigkeit. Er meint, von Schurken umzingelt zu sein und packt sie an der Krawatte. Überall wittert er Unrat, die Verschwörung von Klüngeln, die Konkurrenz der Abgefeimten, und was er schreibt, mißbrät ihm zum Pamphlet und zur galligen Anklage. Der Verfolgungswahn läßt ihn keinen Augenblick zu ruhiger Besinnung kommen.

Dabei hat ihn vermutlich niemand besonders aufs Korn genommen, und nur seine übertriebene Empfindlichkeit läßt ihn Tücke aufspüren, wo niemand auf ihn zielt. Wer überhaupt keine Feinde hat, der hat wohl nie klar und deutlich gegen Unrecht und Gemeinheit Stellung genommen. Wer eine Schar von Feinden hat, der muß es wohl darauf abgesehen haben, sie sich zu erwerben. Was er seinen vorgeblichen Feinden vorwirft, ist dann manchmal nur die Schattenseite seines eigenen Wesens. Man hat also so viele, wie man will. Aber glücklicherweise kennt man sie nicht alle.

Richard Gerlach

Schon die alten Griechen sagten: „Gesundheit!“

Haben wir eigentlich schon einmal darüber nachgedacht, warum wir einem Niesenden ‚Gesundheit!‘, ‚Prost!‘ oder ‚Zum Wohle!‘ zurufen? Es ist eben eine Sitte, sagt man sich, die man gewohnheitsmäßig heute ebenso ausübt, wie es schon unsere Großväter und Ahnen taten.

Bereits die alten Perser vertraten die Anschauung, daß mit dem Niesen böse Geister aus dem Leben entfliehen, und empfahlen, das Niesen stets mit guten Wünschen zu begleiten. Besonderes Augenmerk schenkten die alten Griechen dem Niesen, das sie für ein ‚Geschenk der Götter‘ hielten. Man mußte jedem Niesenden gratulieren, weil die Götter zu ihm sprachen. Wiederholt findet man bei der Beschreibung eines schönen Mädchens die Bemerkung: „Bei ihrer Geburt haben die Liebesgötter geniest!“ Häufig sahen die alten Griechen im Niesen auch eine Art Prophezeiung oder die Bekräftigung einer Wahrheit. Auch heute erklärt man manchmal: „Er hat es beniest.“ Daß dieser Brauch schon vor Jahrtausenden bekannt war, können wir Homers Odyssee entnehmen in der der Dichter die Penelope in jenem Augenblick an die Heimkehr ihres Gatten Odysseus glauben läßt, in dem ihr Sohn Telemach niest.

Auch die römischen Kaiser sahen darauf, daß man ihnen beim Niesen Gesundheit wünschte. Tiberius betraute extra einen Höfling mit der Aufgabe, ihm stets ‚salve‘ zuzurufen, wenn er niesen mußte.

Als im 6. Jahrhundert die Beulenpest Europa heimsuchte und die Menschen dieser Zeit zu Tausenden hinraffte, kündigte sich die Seuche nach der damaligen Auffassung der Ärzte durch Niesen an, so daß man allen Anlaß hatte, einem Niesenden ‚Gesundheit!‘ zuzurufen und damit den Wunsch auszudrücken, er möge von der mordenden Pest verschont bleiben.

Häufig ist das Niesen im Laufe der Jahrhunderte auch als eine Art Orakel, meist als schlechtes Vorzeichen, aufgefaßt worden. Als z. B. die persischen Soldaten vor der Schlacht bei Marathon einen griechischen Kämpfer laut niesen hörten, betrachteten sie dies als ein schlechtes Omen und gingen mit geschwächtem Selbstvertrauen in die Schlacht, die sie auch wirklich verloren. Womit nicht behauptet sein soll, daß vielleicht ein harmloses ‚Hatschi‘ die Schlacht bei Marathon entschieden hätte. Heute noch spielt das Niesen bei den Eingeborenen der Völker in Afrika und Asien eine große Rolle. Der Zuluskaffer ist entzückt, wenn er niesen muß, denn dann ist, so glaubt er, der Geist seiner Ahnen in ihm, der ihn weise macht. Die Polynesier unternehmen keinen Jagdzug, wenn einer der Teilnehmer kurz vor dem Aufbruch niesen muß. Denn dann haben sie die Geister durch dieses Zeichen vor dem Unternehmen gewarnt. Auch die indischen ‚Thugs‘, die Anhänger der Göttin Kali, sehen im Niesen das Wirken böser Geister und unternehmen keinen ihrer Raubzüge, wenn das ‚Warnungssignal‘ ertönt.

Michael Loring (1911)

Für Wankelmütige

Ein Mensch, der alle Menschen plagt
Und sie um ihre Meinung fragt,
Was sie an seiner Stelle täten,
Steht nun bepackt mit guten Räten
Und ist mit weggelieh'nem Ohr
Noch unentschlossener als zuvor.
Denn dies ist seines Unglücks Quelle,
Daß keiner ja an seiner Stelle,
Wo es um die Entscheidung geht,
Von jenen andern wirklich steht,
Neln, daß ein jeder nur die Gründe
Erwogen, falls er dorten stünde.
Der Mensch zieht draus den klaren Schluß,
Daß man sich selbst entscheiden muß.

Eugen Roth

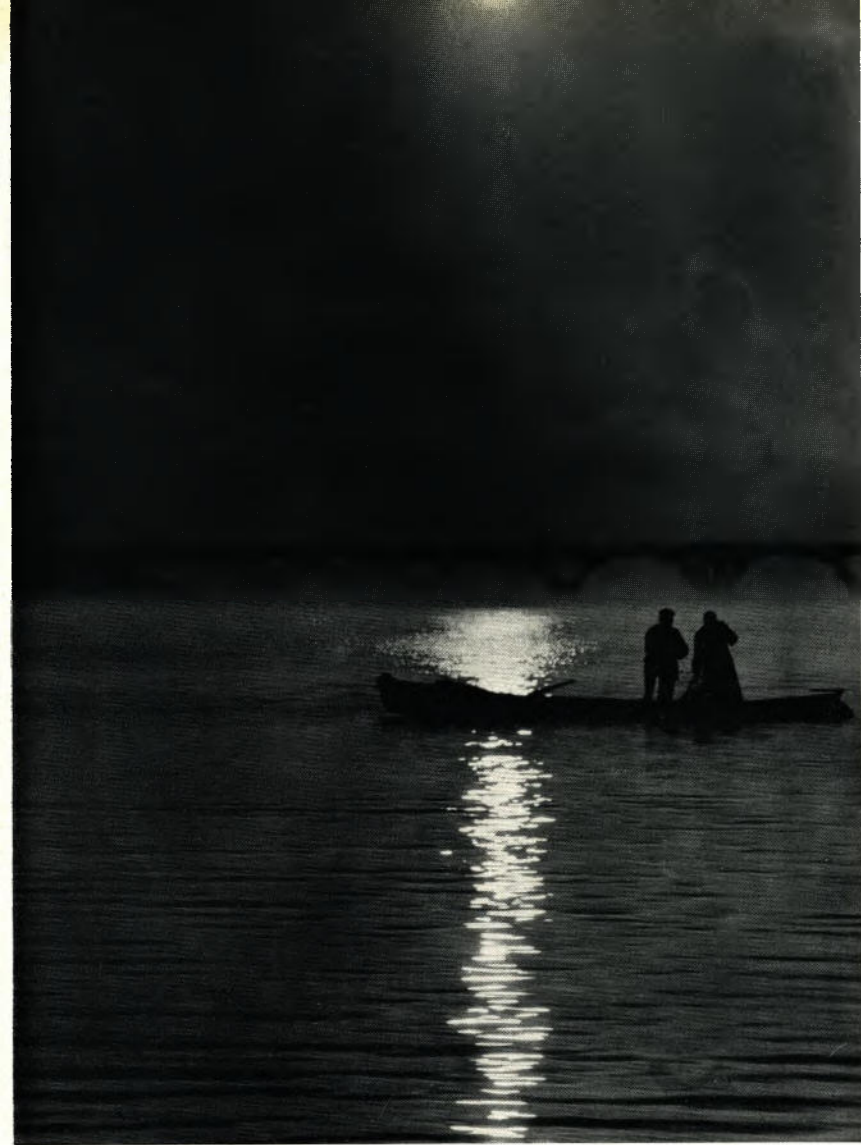


Fotowettbewerb

**UNSER
SEPTEMBER-
THEMA:
AM WASSER**

- | | |
|--------------------------|--------------------------|
| ① Manfred Oshowski | Hoesch AG Westfalenhütte |
| ② Wilhelm Klein | Walzwerke Hohenlimburg |
| ③ Heinz Füchtenschnieder | Hoesch AG Westfalenhütte |
| ④ Günther Pesch | Hoesch AG Bergbau |
| ⑤ Karlheinz Vogel | Hoesch AG Bergbau |

Für den WERK UND WIR-Fotowettbewerb bitten wir unsere Leser, bis zum 3. Oktober Aufnahmen zu dem Thema „Herbststimmung“ und bis zum 3. November zu dem Thema „Bei der Arbeit“ einzusenden



①



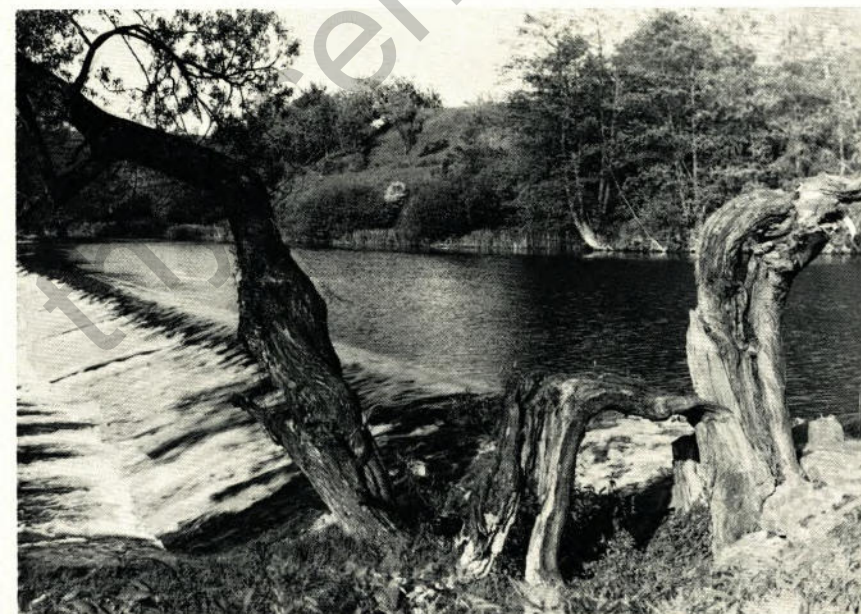
④



②



⑤



③

